Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 23 — Marburg i. H., den 5. Juni — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille-Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Lutherworte — Simonie — Was heißt „Wesen des Christentums"? 3. Das Wesen als Kritik — Saul, der Pharisäer. 6. Die Welt der Zukunft — Die Bibel- und Babel-Litteratur. 7. Moses und Hammurabi (Jeremias, Oettli, Grimme) — Eine Aufführung von Heyses Maria von Magdala — Neuere soziale Litteratur. Zweite Hälfte — Verschiedenes: Die Ethik Jesu (Grimm); Praktisches Christentum (Seyfarth); Das Arbeitssanatorium (Eschle); Aus der preußischen Landeskirche; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Lutherworte

Wir haben die tröstliche Zusagung und gewissen Trotz, daß, was wir — als Christen — reden, thun und leiden, das soll Wahrheit sein und aus dem Geist der Wahrheit; und wiederum, Alles, was man dawider thut und redet, predigt und fürnimmt, das muß vor Gott falsch und Lüge sein, ob es gleich noch so großen Schein hat und fürgegeben wird als sei es lauter Wahrheit, die größte Heiligkeit und Geisterei, und die Welt mit aller Macht drob ficht solches zu erhalten und aufs gräulichste wider uns lästert und tobet. Denn es stehet ja unsere Lehre und Thun nicht auf uns selbst, ist auch nicht um uns zu thun, sondern Alles um diesen Herrn Christum, von dem wir Alles haben und um welches willen wir predigen, leben und leiden. Weil es nu Alles um seinetwillen geschieht, so lassen wir auch ihn dafür sorgen, der da sagt, er wolle es hinausführen und den Geist oder Mut dazu geben, daß es bestehen soll, und was er durch seine Christenheit thut, das soll lauter Wahrheit und gewiß sein.

Das vierzehnte und fünfzehnte Kapitel S. Johannis. 1538

Simonie

Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinest, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt! Apostelgeschichte 8, 20.

Der heilige Geist, Gottes Gabe, kam über die, denen Petrus und Johannes die Hände auflegten. Da bot Simon der Samariter den beiden Aposteln Geld, daß sie auch ihm diese Kraft über den Geist übertragen möchten. Der Fluch, ihm und seinem Gelde angedroht, ward ihm zur Antwort.

Die Nachfolger des Petrus wurden Jünger des verfluchten Magiers Simon. Sie lernten den Geist verkaufen. Zum Dinge machten sie ihn zuerst, und für das Ding fanden sie einen Behälter: das Amt. Sie teilten das Amt in Aemter und dividierten damit zugleich den Geist. Seine Partikel konnten sie nun nehmen und geben, messen und schätzen, sammeln und tauschen. So wurden ihnen, wie Zauberer Simon sichs gewünscht hatte, die Aemter mitsamt dem Geist, den sie hinein gezaubert hatten, für Geld und Gut feil. Gottes freie Gabe hatten sie zur Handelsware gemacht.

Doch was als Gottes Gabe geglaubt und empfangen wird, ist unübertragbar, wie es unteilbar ist; nie kann es als Ware getauscht werden. Der Geist ist kein Ding. Er ließ sich nicht zwingen und bannen. Geist regte sich auch in denen, die nicht geistlich, die weltlich waren und weltlich Amt versahen, er lebte in denen, die kein Partikel des veramteten Geistes einzuhandeln sich gemüht hatten, er loderte auf in denen, die das geistliche Amt verbannte und verfluchte, ja er drang wieder zurück bis in den eigenen Ring eben derer, die ihn dadurch aus sich verscheucht hatten, daß sie sich nach ihm nannten. Und der Geist legte Zeugnis ab wider die, die ihn zur Substanz machen und als Ware für Ware eintauschen wollten: das Fluchwort des Petrus über Simon klang durchs Mittelalter als Bußruf gegen Haupt und Glieder der Kirche. Simonie ward ihr Schuld gegeben; und — wer will es leugnen? — sie erkannte die Schuld auf ihre Art, bereute sie auf ihre Art und kehrte auf ihre Art um zu Buße und Besserung.

„Alte Zeiten!" sagst du. Nein, stärker als je ist heute der Anhang des Zauberers Simon.

Nicht an das will ich erinnern, was unsere Zeit mit allen Zeiten gemeinsam hat. Wer Ware hatte, hat immer im Geruch gestanden, er könne Geist dafür erhandeln; wer substantiell begütert war, ist immer in Gefahr gewesen zu glauben, nur die eine Wagschale brauchte er mit seinen Gütern zu belasten, dann werde sich die andere mit geistigem Gute füllen. Der Schein des Vorrangs, den in Wissenschaft und Kunst, in Gutsein und Gutesthun die Wohlhabenheit verleiht, hat ja aller Zeiten die Leute geblendet; und daß er auch heute blendet, dürfen wir unsern Zeitgenossen nicht zur besonderen Schuld anrechnen.

Aber sie treiben noch eine besondere schwere, moderne Simonie.

Ich will nicht anklagen, ehe ich gesagt habe, wodurch das Urteil milder werden könnte. Was geistliches Gut, was Gottes Gabe sei, und auf der andern Seite, was Geld und Ding und Ware sei, das ist für uns heute viel schwerer zu scheiden als in alten Zeiten. Denn wir glauben nicht mehr, daß das Gold vom Teufel ist. Wer das Geld an sich nicht nur mit den Lippen, sondern auch mit der That Mammon nennen wollte, der könnte heute kein thätiger, wirkender Christ sein. Ohne Geld und Tausch können wir nicht in sittlicher Volksgemeinschaft leben. Das war immer so: uns aber hat es Gott klar gemacht. Wir wissen es. Darum geht für uns das Geld die Sittlichkeit positiv Etwas an.

Auch die andre Grenze scheint zerflossen zu sein. Das Geistliche, die Geistesgaben, die Gottesgüter: wir erwarten nicht mehr, daß sie auf uns kommen, wenn ein Petrus oder ein Johannes die Hände auf uns legen. In den alten Zeiten war es nur dem unechten Magus versagt, solche himmlischen Güter auszuteilen: heute kann es auch der echte nicht mehr. Das Weltliche ist uns geistlich geworden. Das höchste religi-

öſe Geheimnis, den Tod Chriſti deuten wir uns als die reine That des freien Gehorſams eines Menſchen gegen ſeinen heiligen irdiſchen Beruf in der Welt. Geiſtlich Gut beſitzt, ſo glauben wir, wer ſo ſeinen irdiſchen Beruf in der Welt religiose, d. h. gewiſſenhaft, treu, im Bewußtſein der Unendlichkeit ſeiner Aufgabe erfüllt. Geiſtlich iſt, ſo ſagen wir, wer durch Gottes Barmherzigkeit von Schritt zu Schritt demütig ſeine irdiſche Schuldigkeit in Wandel und Handel thut.

So haben ſich Gottes geiſtliche Gnadengaben im Handel und Wandel zu bewähren und laſſen ſich davon gar nicht trennen; und andrerſeits iſt Handel und Wandel ohne Ware und Tauſch, ohne Geld, nicht möglich. Wie ſollen wir da die Simonie vermeiden? —

Beim Tauſche ſteht Ware gegen Ware, und beim Handel Geld gegen Geldeswert. Mag immer bei jedem Warenaustauſch auch ein geiſtiges Austauſchen ſtattfinden, mag immer mit jeder Schiebung von Geldeswert zugleich ſittliches Gut in Bewegung ſein, ſo iſt doch, wo der Handel ſolid iſt, nur Ware, und weiter Nichts das Aequivalent von Ware. Wo aber der Geiſt ſolid iſt, gilt nicht einmal ſittliches Gut als der Gegenwert von ſittlichem Gute, ſondern hier iſt alles Wirkliche einzeln, individuell, unübertragbar, und was überhaupt Wert hat, hat einen abſoluten Wert, für den es kein Aequivalent giebt. Soviel Mühe auch die Theorie haben mag, Ware und Tugend, irdiſch Gut und ſittlich Gut gegen einander abzugrenzen: dein Gewiſſen, das dazu gar keiner Qualitas occulta, ſondern nur ſeiner natürlichen Unbefangenheit bedarf, weiß von Fall zu Fall ohne Zaudern zwiſchen ihnen beiden ſicher zu unterſcheiden. Es läßt dich nicht im Stich bei dem Dilemma, was in deiner Arbeitsleiſtung du als Ware zu beurteilen haſt, und was nicht. Es weiß, was Pflicht iſt. Darin liegt die Löſung unſrer Frage.

Nicht der Tauſch an ſich iſt die Sünde, nicht der Handel überhaupt iſt die Simonie. Sondern dann, wenn getauſcht wird, wo gar Nichts zu tauſchen iſt, wenn gefeilſcht wird, wo keine Ware feil ſteht — dann kommt der Fluch Petri: „Daß du verdammt werdeſt mit deinem Gelde“ über die ſimoniſtiſchen Sünder. Darum aber laſtet er auch ſo auf unſerer Zeit.

Es iſt heutzutage Uebung geworden, ſich ſeine Pflicht bezahlen zu laſſen; und es iſt breiter Brauch geworden, durch Beſtechung Pflichterfüllung zu erkaufen. Durch alle Schichten und Gemeinſchaften dringt dieſe moderne Simonie; am häßlichſten — und davon allein will ich kurz reden — zeigt ſie ihr falſches Antlitz in der inneren Politik unſeres Vaterlandes. Die Einen nennen es Kuhhandel, die Andern Do-ut-des-Politik; ſie treiben es Alle. Und der Sinn ihres Treibens iſt der: was ſie ohnehin ſchon thun müßten für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes, für die zu wirken ſie berufen ſind, das laſſen ſich unſere Politiker und unſere Parteien noch obendrein bar bezahlen, und die Staatslenker finden dieſe Sorte Bezahlung ganz in der Ordnung. Wehrkraft z. B. hatd as Vaterland nötig, ſie zu bewilligen iſt dem Ueberzeugten Pflicht; aber auch der Ueberzeugte bewilligt ſie nicht, ohne ſich ſeine Pflicht durch klingenden Lohn für ſeine Partei und die Intereſſengruppe, die dahinter ſteht, bezahlen zu laſſen. Welche Gruppe das zuerſt zur hohen Kunſt ausgebildet hat, iſt zu bekannt, als daß ich ſie zu nennen brauchte. Sie iſt auch vielleicht milder zu beurteilen, denn ſie iſt noch vom Mittelalter her mit der Simonie erblich belaſtet. Aber nicht in ihren materiellen Profiten ſehe ich ihre größte Gefahr für das Vaterland, ſondern in den theoretiſchen Erfolgen ihrer ſimoniſtiſchen Praxis. So erſchreckend ſchnell hat dieſe Simonie Schule gemacht, daß heute alle Parteien ihre ehrliche, ſelbſtverſtändliche Pflichterfüllung, das höchſte geiſtliche Gut, das ſie nur haben können, verfeilſchen und vermakeln. — In welcher Blüte ſtehen nicht die modernen Wahlkapitulationen und die „imperativen Mandate“! Wahlkapitulationen ſind ja ſeit alters Geſchwiſterkinder der ſimoniſtiſchen Umtriebe. Und Rom nennt man ihre Heimat. Aber war es im finſteren Mittelalter damit wirklich ſo arg wie heute? Damals ging der Kampf hauptſächlich nur um Hab und Gut und um Herrſchaft über die Leiber; heute ſoll der Kapitulant ſeine Seele verkaufen und ſeinen Wählern Verſprechungen ablegen, die es ihm unmöglich machen, bei künftigen Beratungen der Volksvertreter als gerader freier Mann dem Beſten zu folgen, was der Geiſt ihm geben kann: der beſſeren Einſicht. Und die heutige Praxis iſt nicht mehr nur in Rom beheimatet. Sondern in allen Gruppen und Bünden rechts und links kann man Wortführer mit naiver Schamloſigkeit jetzt ſich rühmen hören: wir haben wieder ein Dutzend Wahlkandidaten auf unſere Forderungen „feſtgelegt“.

So dick ſind die Netze der modernen Simonie. Aber ſie können ja nicht halten, ſie alle werden reißen. Jedes unreelle Geſchäft — und hier handelt es ſich buchſtäblich um eine ſtetig betriebene unreelle Geſchäftspraxis — endet mit ſeinem Bankekott. Hoffentlich geſchieht das bald. Gott stäke das Pflichtbewußtſein unſeres Volkes und ſeiner Vertreter, daß ſie Buße thun und ablaſſen, ihre eigenen patriotiſchen Pflichten nach Parteivorteilen zu verſchleißen und fremde Pflichterfüllung nach den Geſetzen des Warenhandels zu regulieren. Gott ſtärke es, daß ein Jeder ſich fühlt als Vertreter der ganzen Volksgemeinſchaft, daß ein Jeder ſo wirkt, daß der Beſtimmungsgrund ſeines Wirkens zugleich das Prinzip ſein könnte, nach dem der Staat ſelbſt ſein Wirken ordnete, kurz daß er ſeine Pflicht in einem reinen, unbefleckten Willen thut.

Durch Vertrauen iſt der einzelne Abgeordnete Vertreter des Volkes, durch Vertrauen ſind auch die Parteien die Vertretung der Staatsbürgerſchaft: wo Alles auf Vertrauen ſich gründet, da muß auch das Wirken nicht nach den Maßſtäben ſimoniſtiſcher Realpolitik abgemeſſen werden, ſondern aus der Reinheit des Pflichtbewußtſeins fließen. Wer ſich das bezahlen oder „kompenſieren“ läßt, von dem ſagen wir wie Petrus: „Daß du verdammt werdeſt mit deinem Gelde!“ F M Sch

---

Was heißt „Weſen des Chriſtentums“?

3. Das Weſen als Kritik

Das Unternehmen der Weſensbeſtimmung enthält Vorausſetzungen fundamentaler Art. Aber es enthält nicht bloß Vorausſetzungen, ſondern es enthält auch neue Probleme und Schwierigkeiten. Wie jeder große Gedanke nicht erledigt iſt durch die Einführung und Durchdenkung ſeiner Vorausſetzungen, ſondern wie damit erſt die neue Arbeit beginnt und neue, dieſem Gedankengange eigentümliche Probleme entſpringen, ſo geht es auch mit der hiſtoriſchen Theologie und ihrer Beſtimmung des Weſens des Chriſtentums. Hierüber haben denn auch die Gegner verſchiedene ſehr richtige Bemerkungen gemacht. Allein Schwierigkeiten machen heißt nicht widerlegen. Nur wenn ſie zugleich als unüberwindlich und aus einer falſchen Methode ſtammend erwieſen ſind, dienen ſie der Widerlegung. Davon aber iſt keine Rede. Sie ſind vereinzelt und dunkel empfunden und zu raſchem Triumph herbeigerafft. Wer über den Gegenſatz der Methoden klar iſt, wird erſt ihr Weſen richtig verſtehen, und wer in dieſem Streite für die hiſtoriſche Methode aufrichtig Partei nimmt, wird ſie für lösbar halten.

Wenn die Weſensbeſtimmung eine Abſtraktion aus dem geſamten Umfang der hiſtoriſchen Erſcheinungen bis zum heutigen Tage iſt, und wenn ſie hierbei die treibenden Kräfte herauszuheben und zu formulieren ſtrebt, dann iſt die Aufgabe nur unter einer Bedingung leicht lösbar. Das iſt dann der Fall, wenn wir die ſämtlichen Erſcheinungen nach einem in der Grundidee liegenden Trieb oder einem in ihm eingeſchloſſenen Entwickelungsgeſetz hervorgehend und auseinanderfolgend denken können. Dann hätten wir eine Geſetzesformel, die zwar etwas ganz Anderes iſt als ein Naturgeſetz, das die ſich wiederholende Regelmäßigkeit immer gleicher Thatſachen formuliert; aber wir hätten doch eine Formel, die das Mannigfaltige beherrſcht und erklärt und eben damit das Weſen ausſpricht. Dieſe Formel wäre dann ja freilich nicht das Ewige und Bleibende, an das wir glauben. Aber ſie würde uns ermöglichen, im notwendigen Anſchluß an die Entwickelung das Ewige und Bleibende ſo auszuſprechen, wie es in unſrer Lage ſich uns darſtellen muß. So dachte in der That die Hegelſche Schule.

Von diesem großen Gedanken ist Baurs kirchengeschichtliche Schule erfüllt, und die modernen Nachzügler dieser Schule sprechen sie als ihre Lehre vom Wesen des Christentums aus.

Aber läge die Sache so, dann müßte man sämtliche Bildungen des Christentums, das Urchristentum, den altkirchlichen, byzantinischen und römischen Katholizismus, den Protestantismus und das Täufertum, die protestantisch-pietistischen Sekten und die moderne christliche Religionsphilosophie als normale, an ihrem Ort notwendige und zwar teleologisch, nicht bloß kausal notwendige Offenbarungen des Wesens zu betrachten. Und zwar wären sie solche Offenbarungen nicht bloß in dem Sinne, daß eben nur in der Totalität solcher verschiedener Bildungen zusammen der ganze Reichtum und die Triebkraft der christlichen Idee zum Ausdruck käme. Damit wäre auf die für die Wesensbestimmung notwendige Voraussetzung verzichtet, daß das Wesen sich nicht in zahllosen, jedesmal nur einen Teilgedanken ausbildende Gestaltungen zersplittert, sondern in all diesen Gestaltungen fortschreitend nur Einseitigkeiten und fremde Beimischungen abstreift, um zu seinem Kern zu kommen und hier sich als ganzes und einheitliches Prinzip zu erfassen.

Aber dagegen protestiert nun zunächst und vor allem unsere protestantische Ueberzeugung. Wir können nicht den ganzen Katholizismus als die teleologisch notwendige, organische Entfaltung betrachten und im Protestantismus nur die Zusammenfassung der in der katholischen Durcharbeitung gewonnenen vertieften christlichen Ideen, die dann mit gleicher organischer Notwendigkeit aus sich den modernen christlichen Humanismus hervorbrächten. Für Protestanten ist eine solche Auffassung im Ernste unmöglich. Denn bei aller historischen Gerechtigkeit gegen den Katholizismus und bei aller Anerkennung des Umstandes, daß die urchristliche Mission direkt in den Katholizismus ausmündete und daß der Protestantismus den Katholizismus zu seiner Voraussetzung hat, bleibt im Protestantismus doch die Thatsache eines Bruches mit grundlegenden Ideen des Katholizismus und die Begründung dieses Bruches in einer, wenn auch nur relativen, Geltendmachung des Urchristentums. Der Protestantismus bleibt unter allen Umständen eine historische Katastrophe und ein Rückgriff auf verlassene urchristliche Ideen. Wer die protestantische Auffassung des Christentums teilt, kann die organische Evolutionstheorie nicht durchführen. Von dieser letzteren Theorie aus würde der Katholizismus in Wahrheit immer im Vorteil bleiben. Er verfügt allein über eine verhältnismäßig ungebrochene Kontinuität, kann in seiner Totalität und weiteren geistigen Entwickelung die organische Entwickelung des Wesens behaupten und vermag den Protestantismus als einen einseitigen Nebenschößling der christlichen Entwickelung zu bezeichnen, indem er ihm eine relative Existenzberechtigung als Kritik der Schäden der spätmittelalterlichen Kirche zugesteht. So hat Ehrhard den Zusammenhang konstruiert und noch deutlicher Loisy, indem er sich dabei auf Cairds Hegelsche Auffassung von der Entwickelung des Christentums beruft. Wer aber im Protestantismus die reinere und tiefere Fassung der christlichen Idee anzuerkennen sich gezwungen sieht, der kann diese Theorie der notwendigen Entwickelung nicht teilen; sondern wie er im Protestantismus selbst eine diese ganze Theorie aufhebende Katastrophe erkennt, so muß er auch im Katholizismus trotz aller Kontinuität mit der apostolischen Mission und Kirchengründung ebenfalls einen Bruch erkennen. Der Katholizismus muß sich ihm zu einem guten Teil als Abweichung vom Wesen des Christentums darstellen, als Abplattung und Abschwächung, als Vergröberung und Versinnlichung, als Veräußerlichung und Verunreinigung. Der ursprüngliche Gedanke wird in ihm auf das Niveau der menschlichen Mittelmäßigkeit und Durchschnittlichkeit herabgezogen und mit fremden Elementen der antiken Volksreligion, der antiken Mystik und der immer den Untergrund bildenden, populären Superstition versetzt. Mag, wie Loisy sagt, auch nur um diesen Preis vielleicht das Christentum zur Kirchenbildung und Selbstbehauptung fähig geworden sein, der Katholizismus bleibt damit doch ein Abfall vom Wesen und ein Werk der dem Wesen entgegengesetzten Tendenzen. Damit ist dann aber festgestellt, daß das Wesen nicht einfach aus dem Gesamtverlauf und der Totalität der Erscheinungen abstrahiert werden kann, sondern daß innerhalb dieser zwischen solchen Erscheinungen zu unterscheiden ist, die das Wesen aussprechen, und solchen, die es verwischen oder gar verkehren. Es sind nicht bloß vorübergehende, relative, die Entwickelung bloß vorwärtstreibende Gegensätze, sondern es sind auch innerliche und absolute Gegensätze vorhanden, die keine Wesensformel zu überwinden vermag und aus deren Verarbeitung keine Wesensformel zu gewinnen ist.

In dieser speziellen Anwendung ist das ein protestantisches Urteil. Aber der Satz im Allgemeinen ist doch zugleich auch ein Ergebnis rein historischer Erwägungen. Der einheitliche Gedanke des Wesens existiert doch überhaupt nur im Denken des zusammenfassenden Historikers. Die Wirklichkeit zeigt dieses Wesen nirgends als das Resultat des Prozesses. Sie zeigt große getrennte Kirchen, in deren keiner er das Wesen realisiert erkennen kann und die auch nicht allzusammen etwa das Wesen realisieren. In ihnen allen steckt nicht bloß die Unvollkommenheit des noch nicht völlig über sich selbst klaren Wesens, sondern zugleich eine Fülle positiver Verkehrungen und Störungen des Wesens. Ihnen allen gegenüber bedeutet der Wesensbegriff zugleich eine Kritik. Er ist nicht bloß Abstraktion aus den Erscheinungen, sondern zugleich Kritik an den Erscheinungen, und diese Kritik ist nicht bloß Messung des noch Unfertigen an dem in ihm treibenden Ideal, sondern Scheidung des dem Wesen Entsprechenden und des Wesenswidrigen.

Neben dem Begriff des Wesenswidrigen fordert nun aber auch noch der des Zufälligen sein Recht. Nicht bloß Verkehrungen, die eine Idee hinabzuziehen, zu erleichtern oder zu fälschen streben, sondern auch reine Zufälle enthält die wirkliche Geschichte, eine Fülle von Erscheinungen, die an sich ihrerseits aus einem ganz anderen Zusammenhang stammen, und die mit den gegebenen Verhältnissen an die Entwickelung einer Idee herantreten, sie gelegentlich tief beeinflussen oder durch Umstände mit ihr fest zusammengeschmiedet werden. So stammen aus der Berührung mit der Antike, aus den Verhältnissen des Mittelalters manche Zufälligkeiten, die scheinbar mit dem Wesen zusammengeflossen sind, und die von der Erkenntnis des Wesens wieder ausgeschieden werden müssen. Also auch nach dieser Seite hin ist die Wesensbestimmung eine Kritik.

Nach welchem Maßstab aber wird diese Kritik vollzogen? Sie ist eine Kritik historischer Gebilde aus dem ihrem Haupttrieb innewohnenden Ideal. Sie ist das, was man eine immanente Kritik zu nennen pflegt. Sie ist insofern in der That rein historisch gedacht; denn sie mißt das Historische am Historischen, die Einzelbildung an dem intuitiv und divinatorisch erfaßten Geiste des Ganzen. Damit ist die Mitwirkung unfaßbarer, persönlicher Betrachtungen, die schon in dem Gedanken einer so weiten historischen Abstraktion lag, noch gesteigert. Aber es ist um deswillen immer noch keine unlösbare Aufgabe. Wo Parteileidenschaft und persönliche Wünsche zurückgedrängt werden, wo man sich rein dem Eindruck der Sache hingiebt und aus dem Ganzen das Einzelne zu erkennen, aus der Idee des Ganzen die Verkehrungen und zufälligen Zusätze oder Einschiebsel zu beurteilen strebt, da ist eine solche Aufgabe lösbar, wenigstens soweit lösbar, daß lernbegierige und vorurteilslose Menschen zum Nachfühlen und Begreifen gezwungen oder doch wenigstens in die Hauptrichtung der Auffassung und Beurteilung hinein geleitet werden. Freilich ist es eine Aufgabe, die zu ihrer Lösung bedeutende wissenschaftliche und seelische Kräfte, eine zugleich exakt-historisch gebildete und religiös-ethisch durchgearbeitete Persönlichkeit verlangt. Auch ist es eine Aufgabe, deren Lösung Niemand anbeweisen und aufgezwungen werden kann. Es ist zuviel Persönliches und Subjektives in der Aufgabe und in der Lösung enthalten, als daß Jedermann unbedingt überführt werden könnte, ganz abgesehen von denen, bei denen Vorurteil oder Leidenschaft ein so ruhiges Abwägen unmöglich macht. Aber es ist im Grunde dieselbe Aufgabe wie die immanente Kritik in der Darstellung irgend einer Staats- und Rechtsentwickelung, irgend eines Wirtschaftsorganismus oder

auch nur wie die immanente Kritik irgend eines Buches. Solche Aufgaben stellt die Wirklichkeit des Lebens nun einmal, und je wichtiger und umfassender ein historischer Zusammenhang ist, um so schwieriger wird eine derartige immanente Kritik. Ethische und religiöse Entwickelungen können in einer überhaupt Zusammenschau und Einheit erstrebenden Darstellung einer solchen gar nicht entbehren, und solche Darstellungen wiederum sind unentbehrlich, wenn die Historie uns das Gewesene zeigen soll, um seine Bedeutung und seinen Sinn für das menschliche Gesamtleben abzuschätzen. Daß der Historiker wirklich den Hauptzug richtig treffe, wirklich die Verkehrungen und Zufälle scharf erkenne, das hängt lediglich von seiner Vertiefung in die Thatsachen und von der Reife seiner Urteilskraft ab, ist also eine Sache historischer Meisterschaft. Die verschiedenen Meister können sich hier gegenseitig korrigieren und durch solche Korrektur die Erkenntnis fördern. Die Stümper, die Doktrinäre, die Fanatiker und die Spezialisten aber sollen die Hand davon lassen.

Damit gilt vom Wesen des Christentums nichts Anderes als von jeder anderen historischen Wesensbestimmung auch. Die Aufgabe muß überall nicht bloß im Sinne reiner Abstraktion, sondern auch im Sinne einer immanenten Kritik gestellt werden. Jede Idee, jedes Wertganze weckt entgegenstehende Wertbildungen, die, von seinem Standpunkt aus betrachtet, Unwertbildungen sind; und diese Unwertbildungen sind auch ihrerseits konsequenzenreiche Prinzipien, deren Entwickelung sich in die Entwickelung des Wertes einschiebt, sie zu unausgesetztem Kampf nötigt, und sie beeinträchtigt oder unter Umständen gar erstickt. Und dabei kann man mit so neutraler, objektiver Auffassung sich schließlich gar nicht begnügen. Strebt die Geschichte rastlos nach der Verwirklichung von Werten, die eine objektive innere Notwendigkeit haben, so müssen diese Unwertbildungen schließlich auch als objektiv dem Wert und Ziel der Geschichte feindlich begriffen werden. Sobald man über die rein empirisch-induktive Geschichte hinausgeht und an so hohe Dinge wie die Wesensbestimmungen sich wagt, kann auch der ethisch indifferente Standpunkt des bloßen Begreifens des Zusammenhanges nicht mehr festgehalten werden. Man muß anerkennen, daß erfahrungsmäßig allen aus einem Gefühl ihrer Notwendigkeit hervorgehenden Werten überall die Negation, die vereinzelnde, zersplitternde Selbstsucht, die rohen tierisch-sinnlichen Triebe, die nicht über sich selbst hinauswollende Trägheit und Bequemlichkeit, der Alles verkleinernde und herabziehende Stumpfsinn oder doch mindestens die vergröbernde und versinnlichende Mittelmäßigkeit entgegentritt. Wer mit dem Begriff des Wesens in der Historie den Begriff eines aus einer idealen Nötigung stammenden Wertes und Zwecktriebs verbindet, der muß damit zugleich das radikale Böse zugestehen. Ohne das würde alle Wesensbestimmung zu einer vielleicht prachtvollen, aber unendlich verblendenden Schönfärberei. Der bald mehr materialistische, bald mehr spiritualistische Monismus, der auch auf allen anderen Gebieten des Denkens fraglich genug ist, ist auf dem Gebiet der Historie eine unbegreifliche Selbstbelügung, die jedem unbefangenen Eindruck des wirklichen Geschehens widerspricht und sich unmittelbar aus dem Stück Geschichte widerlegen läßt, das Jeder kennt, weil er es selbst lebt, aus der eigenen Lebenserfahrung.

Je mehr die Theologie überzeugt ist, daß sie es im Christentum mit dem höchsten ethisch-religiösen Werte der Menschheit zu thun hat, um so weniger wird sie der Notwendigkeit ausweichen können, in der Geschichte des Christentums die aus dem reinen Trieb des Wesens hervorgehenden Erscheinungen abzugrenzen gegen die aus dem radikalen Bösen oder aus einem Kompromiß des Guten und Bösen hervorgehenden Erscheinungen. Die Wesensbestimmung wird eine Kritik alles dessen sein müssen, was aus dem Stumpfsinn und der Plattheit, der Leidenschaft und der Kurzsichtigkeit, der Dummheit und Bosheit, der Indifferenz und bloßen Weltklugheit hervorgegangen ist. Sie wird den Vorwurf einer moralisierenden Geschichtsauffassung nicht scheuen dürfen. So sehr eine solche vom Detail fernzuhalten ist und hier der kausalen Erklärung der Zusammenhänge weichen muß, so wenig ist sie doch im Ganzen zu vermeiden. Ja die Gesamtanschauung des Wesens wird ja überhaupt nur gesucht, um ein Urteil über das Wesentliche zu finden, von dem aus nicht bloß das Unwesentliche ignoriert, sondern auch das Wesenswidrige verurteilt wird.

Von hier aus fällt nun noch schließlich ein Licht auf einen die Wesensbestimmung vielfach verwirrenden Begriff, den Begriff des „Notwendigen". Hier vergißt man nur allzuleicht die Doppelsinnigkeit des Wortes „notwendig". Es ist etwas Anderes die Notwendigkeit im psychologisch-kausalen Sinne und etwas Anderes die Notwendigkeit im logischen und im ethischen Sinne. Mit der psychologisch-kausalen Notwendigkeit hat es die empirisch-induktive Geschichte zu thun, wobei die Notwendigkeit ja niemals mehr bedeutet als die Anknüpfung eines Ereignisses an die voranliegenden Kräfte, die die Untersuchung aufsucht, ohne daß sie damit die Verbindung zwischen der Ursache und der Wirkung anders denn als eine thatsächliche und von analogen bekannten Vorgängen bestätigte Verknüpfung betrachtet. Sie nimmt Alles vom Standpunkt des vollzogenen Ereignisses und sucht nur die Anknüpfung des Vorgangs an ein Motiv. Die verschiedenen Möglichkeiten, mit denen der Handelnde rechnet, und die für ihn selbstverständliche Betrachtung der Dinge unter dem Gesichtspunkt des Möglichen fallen für sie weg. Aber diese psychologisch-kausale Notwendigkeit der Erklärung deckt sich nicht mit der logisch-ethischen Notwendigkeit der Entscheidung des Denkenden und Handelnden. Nur von dieser letzteren aber ist die Rede, wo von notwendiger Auswirkung und Ausgestaltung des Prinzips gesprochen wird. Und für die Beurteilung der Notwendigkeit in diesem Sinne ist rein die persönliche Entscheidung und innere Ueberführung maßgebend. Es hat daher für das Wesen gar keine Bedeutung, wenn die Entwicklung der urchristlichen Mission zum Katholizismus und des Katholizismus zum Protestantismus u. s. w. als psychologisch-kausal notwendig erkannt und beschrieben wird. Das beweist nur, daß jedesmal Motive vorhanden waren, die eine solche Entwickelung thatsächlich nahe legten. Aber das beweist Nichts für das, was dem Wesen entsprechend hätte sein sollen und wirklich geworden wäre, wenn das Wesen voll empfunden und gewürdigt worden wäre. Nur mit diesem letzteren aber hat es der Begriff des Wesens zu thun, und darum ist er an ein persönlich-ethisches Urteil über die Korrespondenz einer Erscheinung der Geschichte mit Idee und Trieb des Christentums gebunden. Eben deshalb sind Loisys Betrachtungen über die Notwendigkeit des Katholizismus zwar historisch-induktiv interessant und großenteils zutreffend. Aber mit dem Wesen haben sie Nichts zu thun. Die Wesensbestimmung erfordert nicht nur die divinatorische Abstraktion, sondern in ihr und mit ihr zugleich eine ethisch-persönlich begründete, die Erscheinungen am Wesen messende Kritik, und darum ist sie nur dem Protestantismus möglich, der gerade auf dem Grundsatz beruht, daß die persönliche Einsicht in das Wesentliche am Christentum die Masse der thatsächlichen geschichtlichen Erscheinungen auslesend beurteilt.

Troeltsch

Saul, der Pharisäer

6. Die Welt der Zukunft

Aus der Schrift entnahm man das Bild, das man sich von der Zukunft machte, oder glaubte man es zu entnehmen. In Wahrheit waren es die Gedanken der Apokalyptik, die man in die Schrift hineindeutete. Denn erst die Apokalyptik mit ihrem Erbe aus den alten israelitischen Hoffnungen und den neuen Erwartungen, die, aus der Eschatologie vorderasiatischer Völker zusammengeflossen, sich in breitem Strom in das Judentum ergossen, da es reif geworden war — erst sie hat ein ausführliches Bild von der Weltkatastrophe, dem Endgericht und der kommenden Herrlichkeit entworfen, jenes ungeheuere Drama, das seitdem Millionen von Menschenherzen mit seinen gewaltigen Szenen bezwungen hat.

Auch das Herz des jungen Saul hat es ergriffen. Seine Phantasie erfüllte sich mit den grandiosen Gemälden aus der Endzeit, da Himmel und Erde im Feuer Jehovas vergehen

sollten. An diesem Bilde hat seine Bekehrung fast Nichts verändert, überall ist es die jüdische Zukunftserwartung, die wir finden. Und so hat sie sich wohl im Herzen des jungen Saul gespiegelt: Es kommt eine Zeit schwerer und großer Not, die bevorstehende Drangsal, in der das Böse auf der Erde überhand nimmt 1. Kor. 7, 26—28. Selbst der Apostel predigt dies Dogma noch als Prophet seiner Gemeinde 1. Thess. 3, 3 f. und tröstet sie, wenn sie leiden muß, mit dem alten, hier ganz messianisch ausgestalteten Gedanken: Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten. Denn dem Triumph der Bösen wie dem Leiden der Frommen wird ein plötzliches Ende gemacht werden, wenn der Christus kommt an seinem Tage.

Die Gegenwart des Christus, 1. Thess. 2, 19; 3, 13; 1. Kor. 15, 23 und öfters, ist die große Hoffnung, die über alles Leid hinweghilft. Noch der Apostel spricht, obwohl er den Menschen Jesus für den Christus hält, wie die ganze erste Christenheit, von seiner „Gegenwart" (nicht Wiederkehr) und von seinem „Kommen" (nicht Wiederkommen) 1. Kor. 4, 5; 11, 26: so fest haftet der Sprachgebrauch des Judentums in den Gemütern. Auch als Jude hat Saul bereits geglaubt, daß der Messias schon lebe und nur „offenbar" zu werden brauche 1. Kor. 1, 7 (später auf die Wiederkunft bezogen). Er lebt im Himmel bei Gott, von wo ihn Gott senden wird, wenn die Zeit erfüllt, d. h. abgelaufen ist Gal. 4, 4, Röm. 8, 3. Nicht nur gesalbter König des Herrlichkeitsreiches, sondern auch Gottessohn wird der Messias schon im Glauben des jungen Saul gewesen sein. Die messianische Auslegung des zweiten Psalmes ist sicher schon im Judentum üblich gewesen. Der Messias ist der zum Gottessohn erklärte und angenommene Sproß aus Davids Stamm. Auch den dritten Namen für den himmlischen Messias: der „Mensch" („Menschensohn"), der in den Apokalypsen und in den Evangelien eine so große Rolle spielt, scheint Paulus gekannt zu haben. Denn des Apostels Gedanken über die beiden Menschen, den ersten von der Erde und den zweiten aus dem Himmel, der lebenschaffendes Geistwesen ist, 1. Kor. 15, 45—49, weisen deutlich auf jenen Messiasnamen zurück.

Dieses Geistwesen aus dem Himmel ist aber auch bereits, ehe es in dem Manne aus Davids Samen Wohnung machte, auf der Erde erschienen; es hat sich den Vätern kund gethan. Jener Fels, aus dem Moses Wasser schlug und der mit dem Volke durch die Wüste wanderte, „war der Christus". Wie sich nach antikem Geisterglauben Gottes Engel in Feuerflammen wandeln können, wie er selber als Flamme im Dornbusch erscheinen kann, so ist auch der Messias ein Wesen, das andere Gestalt annehmen kann, so oft es will. So hat er sich damals in einen Felsen verwandelt und ist mit dem Volke gezogen. Viele meinten zur Zeit des Paulus — und vielleicht denkt auch er so —, jede Gotteserscheinung an das Volk Israel sei eine Erscheinung des präexistenten Messias (oder eines Engels) gewesen, weil sie sich Gott bereits als so unendlich erhaben und weltfern vorstellten, daß sie nicht mehr glaubten, er könne dem leiblichen Auge sichtbar werden. So phantastisch uns die Vorstellung von dem als Felsen verkleideten Christus erscheinen mag und so merkwürdig die Anschauung, daß es eine himmlische Materie (geistlicher = übernatürlicher Trank) gewesen sei, was aus diesem Felsen floß, so sehr paßt das Alles in das jüdische Weltbild seiner Zeit 1. Kor. 10, 4 f. Gewöhnlich aber war dies Wesen eine göttliche Gestalt voll Glorie Phil. 2, 7. So war es bei Erschaffung der Welt zugegen, durch es sind alle Dinge gemacht 1. Kor. 8, 6; 11, 3; er ist der Erstgeborene der Schöpfung Kol. 1, 15.

Wie bereits erwähnt, kennt Paulus aber auch die andere Linie der Christusvorstellungen seines Volkes, die an die alte Erwartung eines mit Sieg und Ehre gekrönten Davidssohnes anknüpfen. Wie er sich als Jude die beiden Gestalten vereint gedacht hat, ist nicht mehr auszumachen. In den jüdischen Apokalypsen finden sich darüber die widerstreitendsten Vorstellungen, und fast alle christologischen Ansichten und Kämpfe, wie sie das Christentum später durchgemacht hat, sind offen oder latent im Judentum bereits dagewesen.

Wenn der Christus sich offenbart, beim Klang der „letzten" Trompete 1. Kor. 15, 52 mit all seinen Heiligen 1. Thess. 3, 13, bricht der Gerichtstag an. Da gilt es, unanstößig, lauter, rein und vorwurfsfrei gelebt zu haben und vollendete Frucht der Gerechtigkeit zu besitzen, damit man „gerettet" wird, gerettet vor dem Zorn Gottes, der sich in schrecklicher Katastrophe entlädt 1. Kor. 1, 8; Phil. 1, 10; 1. Kor. 5, 5; Röm. 5, 9. Diese „Rettung" ist es, was Luther mit „Heil" übersetzt hat, und nach ihr heißt Jesus der Heiland, ein Name, der im Deutschen doch viel innerlicher und herzlicher klingt, als er ursprünglich gemeint war, obwohl er genau dem griechischen Worte entspricht. Der Heiland ist ursprünglich der, welcher in jener gewaltigen Katastrophe „am Leben erhält", „herausreißt" aus dem allgemeinen Verderben, aus dem Zorne Gottes, und sich an den Gefäßen des Verderbens, die zur Vernichtung bestimmt sind, schrecklich offenbart 1. Thess. 1, 9 f.; Röm. 9, 22; 5, 9.

In drei Bilderkreisen steht das Gemälde dieser gewaltigen Katastrophe vor der Seele der Menschen. So bunt sich auch die Aussagen mischen, auf diese drei Bilderkreise lassen sie sich alle zurückführen. Man darf diese nicht in eine Einheit bringen wollen, sonst verschließt man sich das Verständnis für immer. Das erste Bild mit den glühendsten Farben ist das Bild vom Gewitter. „Im Feuer offenbart sich der Tag" 1. Kor. 3, 9, ein Feuerstrom vom Himmel her vernichtet Alles, was nicht dem Himmel gehört 1. Kor. 3, 13—15. Vor diesem Feuerstrom, vor dieser vernichtenden Katastrophe schützt nur ein „Siegel" nach dem Glauben der Zeit, vgl. Offbg. Joh. 7. Auch Paulus hat diese Vorstellung gekannt und als Christ in dem heiligen Geist das „Siegel" gesehen 1. Kor. 1, 22, was keine originale Redewendung sein kann, da der Geist kein sichtbares Zeichen ist. Als Jude hat er unter dem Siegel, dem rettenden Zeichen, die auch sonst in altchristlicher Litteratur so genannte Beschneidung verstanden. Das beweist seine Umdeutung der Beschneidung in Röm. 4, 11. Nicht nur die Bösen, auch alle Gott feindlichen Mächte, die Sünde, die Teufel und der Tod, die armen und schwachen „Elemente der Welt" Gal. 4, 9, werden vernichtet 1. Kor. 2, 6; 15, 28. Dieselbe Hoffnung spricht die Offenbarung des Johannes aus: „Der Tod und der Hades wurden in den Feuersee geworfen" 20, 14, welcher der zweite endgiltige Tod ist. Der Feuerstrom vom Himmel bei Paulus ist nicht dieser brodelnde Feuersee, sondern wahrscheinlich nach dem Bilde des Blitzes gedacht. Das legt die Art nahe, wie Paulus von ihm spricht, und das Gewitter ist ein altes Bild für die große Weltkatastrophe, vgl. Psalm 18 und 29. Vielleicht ist es auch lediglich die himmlische Glorie, die herniederflutet und allem bloß Irdischen, Fleischlichen vernichtend aufleuchtet.

Viel weniger häufig ist das Bild von Kampf, Sieg und Herrschaft Gottes, des Christus und der Erlösten. Das „Reich", das der Christus gleichsam erobert hat, nimmt man in Besitz, „ererbt" man 1. Kor. 6, 9. Und diese Herrschaft dauert, bis der Christus alle Feinde Gott unterworfen hat 1. Kor. 15, 25; 4, 8; Röm. 16, 20.

Das am meisten angewandte Bild endlich ist das vom Gericht. Eine feierliche, himmlische Szene: Gott auf seinem Richterstuhle thronend Röm. 14, 10, zu dem jeder Einzelne hintreten muß, um Rechenschaft abzulegen dem, der auch unsere verborgenen Thaten kennt Röm. 2, 16. Das Buch des Lebens liegt vor ihm aufgeschlagen Phil. 4, 3, es enthält die Namen derer, die rein und lauter gewandelt sind. Ein Ankläger steht dem Thron Gottes zur Seite — Paulus nennt ihn nicht, spielt aber deutlich auf ihn an Röm. 8, 33, vgl. Phil. 1, 8 — und ihm gegenüber der Anwalt (wie die Johannesschriften sagen), der „für uns eintritt", der „zur rechten Hand Gottes" steht Röm. 8, 33, der himmlische Christus. Neben diesem Bild steht bei Paulus wie im Judentum das andere, auf dem der Christus als Richter erscheint 1. Thess. 2, 19; 1. Kor. 4, 4; 2. Kor. 5, 10. Man muß diese beiden Reihen von Aussagen ruhig nebeneinander bestehen lassen und keine künstliche Vermittlung suchen, um etwa dem Apostel ein geschlossenes System von eschatologischen Vorstellungen beilegen zu können. Er selbst hat nur einmal die beiden Vorstellungen

zusammengebracht und sich dabei auf die einfachste Weise geholfen, indem er sagt, Gott richte „durch Christus Jesus“, eine Redewendung, der damals ebensowenig, wie das heute im kirchlichen Gebrauch der Fall ist, klare Vorstellungen zu Grunde lagen.

Zum Tag des Gerichtes stehen die Toten auf und Jeder empfängt sein Urteil Gal. 5, 10; Röm. 13, 2, entweder ein Strafurteil auf den Tod Röm. 5, 16. 18; 8, 1, oder ein freisprechendes Urteil auf Leben lautend Röm. 5, 16. 18; 8, 4. Dieses freisprechende Urteil ist die „Rechtfertigung“, die bei Paulus und Luther eine so große Rolle spielt. In diesem Worte haben Beide die Formel für die Grundfrage der Religion gefunden, die aus dem ersten Bilderkreis heraus in der Apostelgeschichte so formuliert ist: Was muß ich thun, daß ich gerettet werde?*) Luther hat sie wohl auch in die Worte gefaßt: Wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Auf diese Grundfrage hat Saul der Pharisäer geantwortet: freigesprochen („gerechtfertigt“) wird vor Gott, wer Gerechtigkeit hat, wer gute Werke genug gethan hat. Diese Gerechten, die Heiligen Gottes, nehmen nun aber wie an der Herrschaft, so auch am Gericht Gottes Teil und richten die Welt und die Engel 1. Kor. 6, 2.

Der große, himmlische Tag des Gerichtes darf nicht mit unseren menschlichen Maßen berechnet werden. Es verfließt eine lange Zeit, bis Alle gerichtet, die Feinde besiegt sind. Während dessen verändert sich die Gestalt der Welt 1. Kor. 7, 31, das obere Jerusalem, das himmlische, erscheint Gal. 4, 26, alles Vergängliche vergeht und nur das Ewige bleibt. Dann kommt das Ende, wenn der Sohn dem Vater Alles übergiebt, sich selbst ihm unterordnet, damit Gott Alles in Allem sei 1. Kor. 15, 28. Nicht ein Untergehen in der Gottheit und nicht eine Zurückführung aller Geschöpfe, auch der Bösen in sie meint Paulus, sondern nach der Vernichtung alles Bösen die unbedingte Herrschaft des Willens Gottes über alles Geschaffene, das die Ewigkeit verdient.

Die Menschen, die auserwählt sind zu solchem Leben unter der Herrschaft Gottes, treten die Erbschaft an Gal. 3, 28, sie „ererben“ die Verheißungen, das „Land“, wie einst die Väter Kanaan, das Reich Gottes 1. Kor. 6, 9 f.; Gal. 5, 21, die Unverweslichkeit 1. Kor. 15, 50. Ewiges Leben ist das Gut, das man empfängt, ein Leben in „Ehre“ Röm. 2, 7; 9, 21; 1. Kor. 15, 43, Herrschaft 1. Thess. 2, 12 und strahlender Himmelsglorie Röm. 8, 17 f; 9, 23 u. ö.

So selten Paulus die Strafe der Bösen schildert — von ihrer Ausmalung kann nirgends eine Spur gefunden werden —, so ergreifende Worte weiß er von diesem herrlichen Leben zu sprechen, ob er gleich auch die Seligkeit nicht als Paradieseswonnen malt. Und so hat er in viele Menschenherzen später seinen Glauben an eine ewige Welt säen können, weil sie in seinem Herzen eine Macht geworden war, die Nichts mehr ausrotten konnte:

> Wenn auch unser äußerer Mensch sich verzehrt, so wird doch der innere Tag für Tag neu. Denn des Augenblicks leichte Last an Trübsal erwirbt uns über alles Verhoffen und Fassen hinaus einen gewichtigen Schatz von Herrlichkeit für ewig, wenn wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare; denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare ist ewig.

Heinrich Weinel

Die Bibel- und Babel-Litteratur

7

Moses und Hammurabi. Von Dr. Johannes Jeremias, Pfarrer in Gottleuba, Sachsen. Mit einer Abbildung. Leipzig, J. C. Hinrichs 1903. 47 S. 70 Pf.

Das Gesetz Hammurabis und die Thora Israels. Eine religions- und rechtsgeschichtliche Parallele von D. Samuel Oettli, ord. Professor der Theologie in Greifswald. Leipzig, A. Deichert 1903. 88 S. 1,60 Mk.

Die beiden vorliegenden Schriften beschäftigen sich mit dem etwaigen Vorhandensein von Beziehungen der Gesetzgebung des Alten Testaments zu der des Königs Hammurabi (vgl. Nr. 11, Sp. 245) und beide gelangen zu dem Schluß, daß auf diesem Gebiete eine Abhängigkeit Israels von Babylon zu konstatieren sei. Der nämlichen Meinung ist auch Volck, wie ich schon in meinem letzten Aufsatz mitteilte. Durch diese drei Kundgebungen wurde ich dazu angeregt, den ganzen babylonischen Kodex noch einmal genau durchzusehen und alle von den Verfassern der beiden obengenannten Schriften angezogenen Parallelen aus dem Alten Testament zu vergleichen. Dabei bin ich freilich zu demselben Ergebnis gelangt wie früher bei flüchtigerer Durchsicht: daß nämlich kein Grund vorliegt, eine Abhängigkeit der israelitischen Gesetze von denen des Hammurabi anzunehmen. Ich verkenne nicht, daß in beiden Gesetzgebungen öfters gleiche Thatbestände vorausgesetzt werden. Man wird aber zugeben müssen, daß diese Erscheinung für eine Abhängigkeit Wenig oder Nichts beweist, so lange nicht auch die an die gleichen Thatbestände geknüpften rechtlichen Folgen auf beiden Seiten dieselben sind. Auch dies würde mir aber zur Feststellung einer Abhängigkeit nicht genügen, sondern ich würde alle die Bestimmungen als nicht in Betracht kommend ausscheiden müssen, die sich als Erzeugnisse eines einfach natürlichen oder des gemeinsemitischen Rechtsgefühls darstellen, und würde außerdem verlangen, daß sich einige Aehnlichkeit in der Anordnung der Stoffe der beiden in Frage kommenden Gesetzgebungen herausstelle.

Eine solche ist nun keinesfalls vorhanden. Die Zusammenstellung von Jeremias auf S. 30—25 seiner Schrift zeigt das mit voller Deutlichkeit. Denn den Bestimmungen des Bundesbuchs (2. Mose 21—23), soweit sie überhaupt in Betracht kommen, „entsprechen“ der Reihe nach folgende Paragraphen des babylonischen Gesetzbuches: 117. 117. 280. 171. 195. 14. 206. 209. 199. 250. 251. 252. 262. 22. 8. 57. 125. 9. 266. 267. 244. 130. 241. 4; es müssen also die ähnlichen Rechtssätze von allen Enden des Kodex zusammengetragen werden, und von einer Aehnlichkeit in der Gruppierung des Stoffes kann keine Rede sein.

Diese 23 Paragraphen sind Alles von den rund 280 des babylonischen Gesetzbuches, was zum Vergleich mit den Bestimmungen des Bundesbuches allenfalls herangezogen werden kann. Für das Deuteronomium (5. Mose) kommen noch hinzu die Paragraphen 1 (? für 19, 19), 129, 137—148, 196 bis 200 und 229—232, für das Heiligkeitsgesetz (3. Mose 17 bis 26) noch die Paragraphen 129, 157 und 195. Aber auch diese können nicht als Vorlagen der betreffenden israelitischen Bestimmungen angesehen werden. Denn die Strafbestimmungen für Incest, für Verletzung der kindlichen Pietät und das ausgebildete Widervergeltungsrecht („Auge um Auge, Zahn um Zahn“) sind gewiß Ausflüsse eines so ursprünglichen Rechtsempfindens, daß bei ihnen an eine Entlehnung nicht so leicht wird gedacht werden dürfen. Dasselbe wird für eine ganze Anzahl der oben angeführten „Parallelen“ zu gelten haben.

Betrachten wir nun den Inhalt der gesetzlichen Bestimmungen, die nach Jeremias (und im Wesentlichen auch nach Oettli) sich entsprechen sollen, so zeigt sich, daß in einer ganzen Reihe von Fällen die Uebereinstimmung nur scheinbar ist und sich öfters nur auf die Thatbestände, nicht aber auf deren Rechtsfolgen erstreckt. Zur ersten eben gekennzeichneten Art rechne ich z. B. die von Jeremias behauptete Parallelität von 2. Mose 21, 8 und Hammurabi § 280. Die Stelle aus dem Bundesbuch verbietet den Verkauf einer israelitischen Sklavin ins Ausland, während die babylonische Bestimmung sich zweifellos darauf bezieht, daß ein Babylonier, der im Auslande in den Besitz eines entlaufenen babylonischen Sklaven gelangt ist, ihn nach seiner Rückkehr im Betretungsfalle dem früheren Besitzer zurückgeben muß. (Diese Bestimmung setzt übrigens merkwürdig kleine Verhältnisse voraus, in denen Jeder den Anderen kennt.) Auch die Vorschrift Hammurabis (§ 171), daß eine Sklavin, die ihrem Herrn Kinder geboren hat, ohne daß der Herr diese adoptiert hätte, nach dem Tode des Herrn frei werden soll, hat außer dem Freiwerden der Sklavin Nichts mit 2. Mose 21, 11 gemeinsam, wo die Freilassung einer Sklavin, die zugleich Kebsweib ist, bei Lebzeiten des Besitzers

*) Die Uebersetzung „selig werde“ vertieft für unser Empfinden die Frage wieder.

angeordnet wird für den Fall, daß er ihr die Bedingungen der Kebsehe nicht halten sollte, zu denen aber die Adoption etwaiger Kinder nach den Versen 8—10 nicht gehört. Ebenso ist es nicht dasselbe, wenn in 2. Mose 22, 25 f. die Einbehaltung des gepfändeten Obergewandes über Nacht verboten, bei Hammurabi aber in § 241 die zwangsweise Benutzung des Rindes eines Schuldners unter Strafe gestellt wird. Auch wenn in Israel der Raub eines Israeliten (2. Mose 21, 16), in Babylon aber der Raub eines Kindes (§ 14) unter Todesstrafe gestellt wird, so ist die Uebereinstimmung der beiden Gesetze nicht gerade überwältigend.

Andere von den als Beweise für die Abhängigkeit der „mosaischen" Gesetze von den babylonischen angeführten Bestimmungen endlich weichen ab in Bezug auf die an gleichen oder ähnlichen Sachverhalt geknüpften Rechtsfolgen. So wird nach 2. Mose 21, 15 mit dem Tode bestraft, wer Vater oder Mutter schlägt, nach 3. Mose 20, 9, wer ihnen flucht, nach 5. Mose 21, 21 sogar, wer gegen sie widerspenstig ist, während nach dem babylonischen § 195 dem Sohne, der seinen Vater schlägt (von der Mutter ist keine Rede!) nur die Hände abgeschlagen werden. Die Verletzung eines schwangeren Weibes, die zur Fehlgeburt führt, wird nach 2. Mose 21, 22 durch eine Buße geahndet, deren Höhe im Ermessen des Ehemanns steht, während § 209 des Kodex Hammurabi eine Buße von zehn Sekel festsetzt. Stirbt die Frau infolge der Beschädigung, so muß nach israelitischem Recht der Thäter die Blutrache gewärtigen, wenn er sich nicht an ein Asyl rettet (2. Mose 21, 13 rc.); in Babylonien dagegen wird nach § 210 die Tochter des Thäters hingerichtet. Auf Einbruch und Raub setzen die §§ 21 und 22 Todesstrafe (nicht Privatrache, wie Jeremias angiebt!), während diese auf Eigentumsvergehen in Israel nicht stand (2. Mose 22, 2), aber ein bei der Abwehr des Einbruchs im Dunkeln geschehener Totschlag ungeahndet gelassen und der Blutrache entzogen wurde (2. Mose 22, 1). Auch die Bestimmungen über das Abhandenkommen hinterlegter Sachen sind keineswegs identisch. Nach 2. Mose 22, 6. 7 wird der Entwender eines Depositums, wenn er gefaßt werden kann, um dessen zwiefachen Wert gebüßt; kann er nicht ermittelt werden, so kann der Aufbewahrer sich von dem auf ihm ruhenden Verdachte und von der Ersatzpflicht durch einen Reinigungseid befreien. Für Babylonien aber wird durch § 125 vor allem die unbedingte Ersatzpflicht des Aufbewahrers festgestellt; ihm bleibt es nur unbenommen, sich, wenn er kann, an dem Diebe schadlos zu halten. Daß der Dieb, wie Jeremias behauptet, den doppelten Betrag des entwendeten Depositums zu ersetzen hatte, scheint mir aus dem Text nicht hervorzugehen.

Gegenüber diesen vielfachen Abweichungen des israelitischen Rechts vom babylonischen, die Oettli zum Teil auch bemerkt hat, die er aber offenbar nicht hoch anschlägt, und der Menge der Bestimmungen, die auf jeder Seite ohne die geringsten Parallelen auf der andren vorhanden sind, kommen meines Erachtens die wenigen Uebereinstimmungen, die zudem fast nie ganz genau sind, kaum in Betracht, jedenfalls nicht mehr, als gewisse Uebereinstimmungen des israelitischen Rechts mit dem ägyptischen, persischen, indischen, griechischen, römischen oder kirgisischen Rechte, wie man sie in den Kommentaren bei der Besprechung von israelitischen Gesetzen angeführt findet.

Einige Züge in Erzählungen des 1. Buchs Mose, die allerdings ganz dieselben Rechtsgrundsätze verraten wie die im Gesetze Hammurabis niedergelegten, werden sich aus der Sphäre der Polygamie, der sie größtenteils entstammen, zwanglos erklären. Andere von Jeremias namhaft gemachte „Parallelen" sind schlechterdings keine, z. B. wenn er für den Satz: „der Erstgeborne erbt mehr" (1. Mose 27, 37) die Bestimmung des § 165 als Parallele anführt; in ihm ist nicht vom „Erstgeborenen", sondern vom „Lieblingssohn" des Vaters die Rede. Ebenso kann der Satz, der für die ganz außergewöhnliche Lage Jakobs seinem Schwiegervater gegenüber zutrifft: „der Schwiegersohn bleibt im Hause des Schwiegervaters" nicht aus § 130 des babylonischen Gesetzes belegt weredn, und in § 110 ist nicht von „Hurerei einer Wittwe" die Rede, wie in 1. Mose 38, 24. U. s. w.

Zu diesem durchaus negativen Ergebnis unsrer Untersuchung stimmt es ganz ausgezeichnet, daß man in die größte Verlegenheit kommen würde, wenn man angeben sollte, auf welchem Wege das babylonische Recht in das israelitische eingedrungen sein könnte. Daß an eine litterarische Entlehnung nicht zu denken ist, darüber sind sich Alle einig. Die Verbreitung von straf- und familienrechtlichen Grundsätzen durch Handelskarawanen oder Kriegszüge ist ebenfalls sehr unwahrscheinlich. Gemeinsame Ueberlieferung aus der arabischen Heimat Hammurabis, die bei dieser Gelegenheit mal wieder herhalten muß, in der Mose bei seinem Aufenthalt daselbst sie kennen gelernt und übernommen haben soll, dünkt mir trotz 2. Mose 18, 14 wenig einleuchtend. So kommen wir bei Beantwortung dieser Frage auf jede Weise in große Schwierigkeiten. Es wird sich demnach zweifellos empfehlen, mit der Behauptung einer Abhängigkeit des mosaischen Rechts vom babylonischen des Hammurabi recht zurückhaltend zu sein und eine solche im günstigsten Fall als nicht völlig unmöglich zu bezeichnen, obgleich mir dies schon zu viel behauptet zu sein scheint.

Natürlich fallen, wenn die Sache sich so verhält, auch die Folgerungen, die Oettli aus seiner gegenteiligen Meinung ableitet. Man wird also ruhig dabei bleiben dürfen, den Kulturzustand Israels bei der Volksgründung für ziemlich niedrig anzusehen und ihm für jene Zeit, wenn auch kein beduinisches Lebensideal, so doch eine noch beduinische Lebensweise zuzuschreiben. Daß im späteren Verlauf der Entwicklung auch zu Zeiten die beduinische Lebensweise als der Idealzustand betrachtet wurde, ist, glaube ich, unanfechtbar. Daß die Abfassungszeit des Bundesbuches die mosaische oder eine nicht weit von ihr entfernte gewesen sei, wird aber nach wie vor dadurch unwahrscheinlich gemacht, daß im Bundesbuch durchweg die Ansässigkeit Israels vorausgesetzt wird, diese also schon eine Zeit lang bestanden haben muß, da sich Rechtssatzungen nicht im Handumdrehen zu bilden pflegen. Friedrich Küchler

---

Während des Drucks geht mir noch zu:

Das Gesetz Chammurabis und Moses. Eine Skizze von Hubert Grimme, Professor der semitischen Sprachen an der Universität Freiburg i. Schw. Köln, J. P. Bachem 1903. 45 S. 80 Pf.

Wenn ich auch nicht in der Lage bin, Grimme in seinen Urteilen über Abfassungszeit und Verfasser des „mosaischen" Gesetzes zuzustimmen — er erklärt „auf alle Fälle" die zehn Gebote, eventuell in einer doppelten Fassung (2. Mose 20, 1 bis 17 und 34, 17—26), und das Bundesbuch für ein Werk Moses, dessen volle Autorschaft nicht in gleichem Maße für das sogenannte Heiligkeitsgesetz (3. Mose 17—26) und die Bestimmungen 4. Mose 35. 36 feststehe, während hinter dem deuteronomistischen Gesetze (5. Mose 12—26) ziemlich deutlich eine Mose kommentierende Persönlichkeit, vermutlich Samuel (!), rage — freue ich mich doch in ihm einen Forscher begrüßen zu können, der über den äußerlichen Aehnlichkeiten der beiden Gesetzgebungen die tiefeinschneidenden Unterschiede in der ganzen Struktur des Rechtslebens auf beiden Seiten nicht übersieht und auf Grund dieser Beobachtung eine Abhängigkeit „Moses" von Hammurabi nicht anerkennt. Er macht besonders auf einen von mir in meinen Ausführungen nicht beachteten, aber wichtigen Punkt aufmerksam, nämlich darauf, daß in der rechtlichen Terminologie Israels sich gar keine babylonischen Lehnwörter finden; wäre aber das Recht Israels von dem eine höhere Kulturstufe repräsentierenden babylonischen abhängig, so würden zweifellos Form und Ausdruck des gemeinen Rechtes in Israel eine starke Beeinflussung durch die babylonische Rechtssprache aufweisen. Also ein Grund mehr, sich gegenüber der Behauptung, Israels Recht sei von dem des Hammurabi abhängig, ablehnend zu verhalten. F. K.

Eine Aufführung von Heyses Maria von Magdala

Mit begreiflicher Spannung sah man der Aufführung entgegen, die hier in Kiel der Schriftsteller- und Journalisten-Ver-

ein am 27. März veranstaltete, war es doch in Preußen meines Wissens die erste. Der größte Konzertsaal der Stadt war stark besetzt, die Spitzen der Behörden und die geistige Aristokratie zahlreich vertreten. Das Spiel lag in der Hand von tüchtigen hiesigen und Hamburger Kräften. Die Maria that allzuviel an Toilettenkünsten und theatralischem Aufwand, spielte aber mit starker Empfindung und brachte die Intention des Dichters einwandfrei zur Darstellung; auch das Spiel der andern Personen war im Ganzen gut und sachgemäß.

Man kennt den Gang der Handlung. Wir werden in Marias Haus zu Jerusalem eingeführt; sie wartet bei Nacht auf ihren Liebhaber Judas Ischariot. Da dringen voll süßen Weines der Sohn des Hohenpriesters und sein Zechgenosse ein, die einem Gastfreund die Schönheit von Jerusalem zeigen wollen. Ihrer Zudringlichkeit erwehrt sie sich nur mit Hilfe des kraftvollen Flavius, eines Neffen des Statthalters. Schließlich tritt Judas auf und so kommt die Rede auf den galiläischen Propheten; Maria will den Mann sehen, der nie ein Weib berührte; sie muß erfahren, ob er die Augen niederschlagen wird, wenn ihre Blicke sich begegnen. Als Dirne aufgeputzt begiebt sie sich in dem zweiten Akt in des Flavius Haus, um von seinem Garten aus Jesus zu sehen und seine Predigt zu hören. Kaiphas ist dort, um den Römer für seine Pläne zu gewinnen, und versucht selbst ihre Buhlkünste gegen den verhaßten Nazarener anzuwerben, was sie mit Entrüstung abweist. Es folgt die Szene des Volksaufruhrs gegen die Unreine, die sich in die Nähe des reinen Propheten gewagt hat. Durch die plötzlich verstummende Menge dringt das Wort des Predigers: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie“, und sie selbst trifft der vernichtende Blick des Heilandes, der ihre Wandlung hervorruft: „Wer rettet mich vor den Augen des Richters?“ Der dritte Akt zeigt sie im Büßergewand, wie sie (hinter der Szene) in Simons Hause Christus die Füße wäscht. Während dessen wird Judas von Kaiphas angeworben, aber erst die Eifersucht im Bunde mit seinem zelotischen Fremdenhaß machen ihn reif, den Verrat zu begehen. Der vierte Akt beginnt nach der Verurteilung Jesu durch Pilatus. Maria, voll Verzweiflung, wird vor die Alternative gestellt, Jesum ans Kreuz schlagen zu sehen, oder die nächste Nacht dem Flavius zu schenken. In furchtbarem Seelenkampf ist sie dazu bereit und vermag doch im entscheidenden Moment nicht so zu handeln, weil sie Jesu Auge vor sich sieht. Der letzte Akt fällt zwar gegen den vorigen ab, ist aber notwendig, um zu zeigen, wie Maria an Jesu Verheißung der Auferstehung sich aufrichtet und ihr Gleichgewicht gewinnt, während Judas in Verzweiflung endet.

Man mochte wohl mit Bangen fragen, wie in dem Drama eines Heyse sich die heilige Geschichte und zumal die Gestalt Jesu ausnehmen würde. Doch ist ein erfreulicher Gegensatz zu dem völlig rationalistisch aufgefaßten Helden seines Dramas „Die Kinder der Welt“ nicht in Abrede zu stellen. Denn das Problem des Dichters liegt unverkennbar darin, die innere Entwicklung einer Sünderin zu schildern, die durch die Berührung mit Jesu machtvoller heiliger Persönlichkeit zu einem neuen Leben wiedergeboren wird, und dies Problem macht es möglich, dem Geiste der evangelischen Darstellung gerecht zu werden. Mindestens an den Höhepunkten der Handlung ist es Heyse zweifellos gelungen, einen geradezu überwältigenden Eindruck von der Hoheit und Wirkungskraft Jesu zu geben. Das heiße Ringen in Marias Seele zwischen dem so begreiflichen Wunsche, den ihr so teuer Gewordenen zu retten, und der Erinnerung an die Heiligkeit seines Wesens und den Ernst seiner Forderung im vierten Akt ist, sobald man die Voraussetzungen zugiebt, gewaltig und die Art, wie gerade Jesu Auge, das sie auf sich gerichtet fühlt, ihr den Rückfall in ihr altes Wesen unmöglich macht, psychologisch sehr fein und wirkungsvoll. Zu diesen Höhepunkten gehört auch die Steinigungsszene. Freilich zeigt sich hier zugleich eine eigentümliche Schranke. Jenen Blick aus Jesu Auge, auf den die Wendung bei Maria sich zurückführt und der auch im vierten Akt entscheidend einwirkt, sehen wir nicht. So ruht, genau genommen, die Wirkung in der Luft. An die starken Einwirkungen Jesu auf Maria muß man eben glauben; durch einen übermächtigen Einfluß, den der Zuschauer nicht direkt wahrnimmt, wird wie durch einen Deus ex machina Marias Umwandlung hervorgerufen. So weit als möglich hat allerdings der Dichter die hier vorliegende Lücke ausgefüllt und uns den Glauben an die Macht jener außerordentlichen Persönlichkeit auf die Gemüter erleichtert. Wir sehen die Kranken und Elenden sich um Simons Haus drängen, wo er weilt; wir erfahren, wie Mirjam aus Dankbarkeit für die Heilung ihres Sohnes ihren Dienst aufgiebt, um ihm ihr Leben zu weihen. Wir erfahren, wie des Propheten Wort auf die erregte Menge wirkt, wie selbst ein Flavius von ihm nicht ohne Achtung sprechen kann, der unbefangene Fremdling aber, der Gast des Hohenpriesters sich im Innersten getroffen fühlt und für ihn eintritt. Natürlich werden über Jesus sehr verschiedene Urteile ausgesprochen, aber alle Personen, die uns sympathisch werden, stellen sich auf Jesu Seite, dagegen ist das Judentum in dem fanatischen Hohenpriester und seinem verkommenen Sohn nicht eben liebevoll gezeichnet. Auch die Figuren der Gegner müssen dazu helfen, den außerordentlichen Eindruck, den Jesus auf uns macht, zu steigern. Wer selbst eine Kraftnatur wie Judas zu überwinden vermag und trotz seines innersten Widerstrebens immer wieder an sich kettet, und wer einem stolzen Mann wie Kaiphas einen Haß einflößt, der selbst vor den gemeinsten Mitteln nicht zurückscheut, der muß in der That eine außerordentliche Erscheinung sein, dem können wir es wohl zutrauen, daß eines Weibes Herz wie Wachs sein wird in seiner Hand. Trotz alledem wird man die Empfindung schwerlich los werden, daß der Dichter bei den religiösen Kräften, die unter uns an den Namen Jesus gebunden sind, starke Anleihe macht.

Doch sei dem wie ihm wolle, so war es schon rein künstlerisch für Heyse geboten, Jesus nur aus der Ferne wirken zu lassen, nur an den außerordentlichen Wirkungen, die er hervorruft, seine Kraft ermessen zu lassen. Ich will die Frage, ob es dem dichterischen Genius möglich wäre, ohne Abschwächung der im Evangelienbilde uns entgegentretenden Kraft und Ursprünglichkeit die Gestalt Jesu in ein Drama hineinzuzeichnen, unbeantwortet lassen: aber für Heyse war sein Weg der allein gangbare, denn wäre Jesus persönlich von ihm eingeführt, so wären notwendig alle Andern zu bloßen Nebenpersonen herabgedrückt, und das Problem hätte dann ganz anders gestellt werden müssen.*) Nur indem wir die Wirkungen Jesu ausschließlich durch Andere vermittelt wahrnehmen, kann sich alles Licht auf das innere Erleben Marias ergießen. Dies ästhetisch notwendige Verbleiben Jesu im Hintergrunde kommt der Wirkung des Ganzen nur zu gute. Es hat zur Folge, daß eben voll und ohne Abzug die aus den Evangelien uns vertraute Gestalt des Herrn auf uns einwirkt, und diese Wirkung ist, wie ich wiederhole, an den Höhepunkten der Handlung eine ganz gewaltige. Freilich ergiebt sich damit von Neuem, daß es zum großen Teil nicht des Dichters eigene produktive Kraft ist, mit der er auf uns einwirkt, sondern daß die durchschlagende Wucht des Ganzen auf der inneren Kraft des uns längst vertrauten Stoffes beruht, den er verwendet. Liegt es aber so, dann giebt er allen Denen, denen jene Geschichte heilig ist, das Recht, seine Darstellung an dem ihnen gewohnten Maße zu messen. Das ist in diesem Falle kein sachfremder Maßstab; ganz im Gegenteil: beruht die Kraft und Wirkung des Ganzen ohne Frage zum großen, ja zum größten Teil auf allbekannten Erzählungen, so ist es auch vom künstlerischen Standpunkt die entscheidende Frage, ob der Stoff stilgerecht und in seiner Eigenart behandelt, oder ob er etwa durch fremdartige Zusätze verfälscht und dadurch um seine Kraft, auf der die Wirkung beruht, gebracht oder doch in seiner Wirkung beeinträchtigt ist.

Prüfen wir unter diesem Gesichtspunkt die Darstellung. Dabei sei von Einzelheiten in der Chronologie abgesehen, weil sie dem nicht fachmännisch gebildeten Zuschauer nicht auffallen werden. Uebel ist nur, daß in der Jedem bekannten und den

*) Vgl. den interessanten Aufsatz über „Jesus als dramatisches Problem“ von G. G. in der „Kultur“, Heft 20 des laufenden Jahrgangs.

Christen hochheiligen Leidensgeschichte zwischen Jesu Verurteilung durch Pilatus und seine Hinrichtung eine Nacht eingeschoben werden muß — um für des Flavius Frivolität und Marias Ringen Platz zu schaffen. Die Gestalt des Judas ist sehr lebensvoll gezeichnet. Es ist ein guter Griff, ihn zu einem jener Wechsler zu machen, deren Tische Jesus im Vorhofe des Tempels umstieß. Der patriotische Eifer, von dem er beseelt ist, giebt ihm soviel innern Gehalt, als nötig wird, wenn er unsere Anteilnahme gewinnen soll. In der Verknüpfung dieser Gestalt mit der der Maria ist Heyse den Spuren Dulks gefolgt, der in seinem Drama „Jesus der Christ“ ein Liebesband zwischen Beiden annimmt.*) Aber eben diese Verbindung alteriert den überlieferten Stoff aufs stärkste. Sollen wir annehmen, daß Judas unter den erwählten Jüngern Jesu lebt, ohne daß ihm seine unkeusche Liebe leid wird? Dann wird es unbegreiflich, daß Maria durch eine Berührung mit Jesus im Innersten umgewandelt und erneut wird! Und ebenso unbegreiflich wird es jedem Kenner der Evangelien bleiben, daß Judas, ein Jünger Jesu, glauben könnte, daß dieser in sinnlicher Liebe gegen Maria entbrennt. Mag ein achtungswerter Gelehrter wie Renan für derartige Thorheiten den Weg gebahnt haben; sein Geschmack war durch gallische Frivolität verdorben. Dergleichen wird das deutsche Volk, soweit es christliches Empfinden noch nicht verlernt hat, unbedingt abweisen und hat dazu ein Recht.

Es ist der gleiche Punkt, der im Bilde der Maria zu starken Entstellungen geführt hat. Man mag dem Dichter ohne Weiteres das Recht zugestehen, wie es die katholische Tradition thut, die Gestalt der Maria Magdalena mit der der großen Sünderin und auch mit der der Ehebrecherin in Joh. 8 zu verschmelzen; aber man wird doch die schwersten Bedenken nicht los gegen die Art der Exposition im ersten Akt. Gewiß will der Dichter zeigen, daß Maria den Tiefpunkt schon hinter sich hat, daß sie in dem Liebesverhältnis zu Judas wieder ein Ideal gefunden hat, das sie gegen sinnliche Roheiten aller Art feit. Aber schlimm bleibt es, durch die Hölle der hier geschilderten Zustände hindurch zu müssen, um an den Wirkungen Christi sich erfreuen zu können. Es ist wahr, daß die französischen Dramatiker und ihre Nachahmer auch das deutsche Publikum an dergleichen Darbietungen gewöhnt haben, aber man darf uns nicht das Recht absprechen, empfindlich zu werden, wo es sich um unsere heiligsten Erinnerungen handelt. Die entscheidende Frage ist indes, ob nun die Umwandlung der Maria dem evangelischen Typus getreu gezeichnet ist. Das läßt sich leider nicht bejahen. Charakteristisch ist dafür im vierten Akt ihre Lektüre des Hohenliedes. Als ob das für eine von Jesus bekehrte Frau denkbar wäre! Diese Verbindung zurückgehaltener Sinnlichkeit mit religiöser Begeisterung fällt aus dem Stil der Evangelien schlechterdings heraus. Nicht daß der Tod Christi hier mit dem Entschluß eines Weibes in Verbindung gebracht wird, wirkt anstößig. Daß das Heil der Welt und Jesu Erleben nicht von dergleichen abhängt, ist jedem Christen selbstverständlich. Sondern das Peinliche besteht darin, daß die Wirkung Jesu so unter der Höhe der Evangelien gezeichnet wird.

Es ist bedauerlich, daß mithin von einem einheitlichen Eindruck des Dramas nicht geredet werden kann. Was diesen unrettbar verdorben und neben sehr schönen unsäglich peinliche Szenen geschaffen hat, das ist das Eintragen von Motiven und Stimmungen, die dem Theaterpublikum zwar sehr geläufig geworden sind, die aber schlechterdings unter dem Niveau stehen, auf welchem die Evangelien die Geschichte Jesu zeigen.

Titius

*) Nach dem oben zitierten Aufsatz von G. G.

Neuere soziale Litteratur

2

In das Gebiet der politisch-ökonomischen Streitschriften führt das mit großem Fleiße gearbeitete Buch von Hermann Koehler: Landwirtschaft und Sozialdemokratie in sittlicher Beleuchtung. (1. Heft: Die Wandlungen des wissenschaftlichen Sozialismus und ihre Einwirkung auf die sozialdemokratische Partei. Leipzig, J. C. Hinrichs 1903, 145 S. 1,50 Mk.) Die Schrift zeugt wie die früheren Köhlerschen Bücher von einer großen Belesenheit und giebt zum Teil nicht uninteressante Ueberblicke über den gegenwärtigen Stand der innerhalb der deutschen Sozialdemokratie mit einander ringenden Richtungen. Als Materialiensammlung hat das Buch einen gewissen Wert. Es fehlt ihm aber der weite, freie Blick. Widerspruch erheben muß ich, wenn Verfasser im Vorworte schreibt:

> Am liebsten würde ich die Schrift in den Händen von Geistlichen und Lehrern auf dem Lande . . . sehen, denen die Pflicht obliegt, der Einwirkung sozialdemokratischer Agitation auf Gesinde, Tagelöhner und kleine Besitzer entgegenzutreten.*)

Den Beruf der Sozialistentöterei werden hoffentlich nicht allzu viele Geistliche und Lehrer auf dem Lande mehr in sich verspüren. Es wäre sonst nur zum Schaden von Kirche und Schule und zum Schaden der Arbeiterbewegung, die durch unberechtigten politischen Klerikalismus katholischer oder evangelischer Observanz geradezu in den Radikalismus hineingetrieben wird. Unsere Aufgabe kann lediglich die sein, mit den religiös-empfänglichen und verständigen Elementen in der sozialdemokratischen Partei, die überall vorhanden sind, frei von allen politischen Hintergedanken Fühlung zu suchen und den Frieden zwischen Kirche und Arbeiterbewegung auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung anbahnen zu helfen.

Gewiß, das ginge leichter, hätte die sozialdemokratische Partei in ihrer Mitte mehr derartige Persönlichkeiten wie den 1890 verstorbenen Hamburger Abgeordneten Johannes Wedde, dem Johann Hermann Müller ein schönes Denkmal errichtet hat in seiner Schrift Der Sozialdemokrat Johannes Wedde als litterarische Größe. (Hamburg, Alfred Janssen 1901. 47 S., in schöner Ausstattung, 1 Mk.) Wedde ist eine der sympathischsten Erscheinungen, die die Sozialdemokratie je besessen hat. Heute ist er unter seinen Hamburger Genossen fast vergessen.

Auf ein aus dem sozialistischen Lager stammendes Buch, das bisher merkwürdigerweise fast gar nicht beachtet worden ist, kann ich nicht umhin, gerade in diesem Zusammenhange hinzuweisen mit der dringenden Bitte um weiteste Verbreitung: D. G. Carring, Das Gewissen im Lichte der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung. (Leipzig, R. Lipinski 1901, 125 S. 2 Mk.) Carring ist positiver Christ mit gediegener philosophischer und theologischer Bildung, er geht in die Tiefe, wird aber durch eine durchaus allgemeinverständliche Darstellungs- und Schreibweise seinem Ziele „für denkende Arbeiter zu schreiben“ vollkommen gerecht. Es ist ein Buch nicht nur für denkende Arbeiter, sondern überhaupt für jeden denkenden Menschen.

Zur sozialen Litteratur im weiteren Sinne gehört auch das in sozialer Hinsicht sehr verdienstvolle Unternehmen der Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner-Leipzig: Aus Natur- und Geisteswelt, Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens; bis jetzt 42 Bändchen von je 130—160 Seiten zum Preise von nur 1,25 Mk. in geschmackvollem Einbande. Die Bände stammen aus der Feder berufener Fachgelehrter, sind zum Teil aus volkstümlichen Vorträgen entstanden und mit wenigen Ausnahmen (z. B. Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens) ausgezeichnet — ein unentbehrlicher Grundstock für jede öffentliche Bücherei. Man lasse sich den ausführlichen Prospekt von der Verlagsbuchhandlung schicken. Auf einzelne Bände denke ich später noch zurückzukommen.

*) Das inzwischen erschienene zweite Heft: Die sozialdemokratische Landagitation und ihr sittlich anstößiger Charakter (112 S. 1 Mk.) habe ich noch unbefriedigter aus der Hand gelegt wie das erste. Wer für eine einseitige Schilderung der Schattenseiten sozialdemokratischer Agitation größeres Interesse hat, wird vielleicht anders urteilen.

Zum Schluß einige kleine Heftchen, die sich mit speziellen Forderungen befassen. Gustav Benz: Der freie Samstag-Nachmittag (Basel, Friedr. Reinhardt 1901. 34 S. 50 Pf.) versucht mit gutem Geschick und guten Gründen den Nachweis, daß ohne die Freigabe des Samstag-Nachmittags die volle Sonntagsruhe nicht durchzuführen sei.

Unser Sonntag ist gegenwärtig so sehr mit allen möglichen Dingen belastet (Haus- und Feldarbeiten der Fabrikarbeiter 2c.), daß er einem großen Teil unseres Volkes nicht den Gewinn und Segen bringen kann, dessen es doch zu seiner äußeren und inneren Gesundung bedarf.

Besonders wertvoll sind die Mitteilungen über die in dieser Sache bereits gemachten Erfahrungen. — Julius Raabe: Der Gemeindewaisenrat (Leipzig-R., Chr. Steffen. 30 S. 40 Pf.) bringt einige beachtenswerte Reformvorschläge aus der Praxis, während Pastor Walter Kötzschke in einem Vortrage Zur Fürsorge für die männliche gewerbliche Jugend (Dresden-A., G. Zacharias, 25 Pf.) warm für Jünglingsvereine, Lehrlingsheime u. s. w. eintritt. Ein wichtiger Punkt ist in der Erörterung über die Jugendfürsorge fast immer übersehen, auch von Kötzschke: das ist die Bedeutung der öffentlichen Bücher- und Lesehallen gerade in dieser Frage. In der Kruppschen Bücherhalle stieg, um ein Beispiel herauszugreifen, das Bedürfnis an Jugendlitteratur gegen das erste Jahr um das Fünffache. Die hier vorhandenen 2336 Bände wurden 39 370 mal ausgegeben, jeder Band also im Durchschnitt fast siebzehnmal. Liegt darin nicht ein deutlicher Fingerzeig? Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß wirksamer als alle Jünglings-, Lehrlings- und Jugendvereine gut ausgestattete öffentliche Büchereien — nur keine „Volks"bibliotheken oder gesonderte Jugendbibliotheken! — der sittlichen und geistigen Verwahrlosung der Jugend entgegenarbeiten können. Das hat Luther schon erkannt. (Vgl. Braunschweiger Ausgabe Band 3, S. 12 ff.) Die erwähnten Vereine haben fast überall nur eine verhältnismäßig geringe Anziehungskraft auszuüben vermocht. Das hängt damit zusammen, daß diese Vereine neben ihrer meist sehr einseitigen Leitung einen gewissen von der Jugend unangenehm empfundenen Zwang ausüben. Das Buch läßt ihr mehr Freiheit, kommt den individuellen Anlagen und Interessen mehr entgegen und die Wirksamkeit des Buches ist nicht an die wenigen Vereinsstunden gebunden, noch auf sie beschränkt. Ich habe es auch bei der vortrefflich eingerichteten städtischen Bücher- und Lesehalle in Osnabrück beobachtet, wie groß die Anziehungskraft dieser Anstalt gerade auf die heranwachsende Jugend ist.

Ueberhaupt, was nützt wertvolle soziale Literatur, wenn sie nicht gelesen wird? Nur verhältnismäßig Wenige sind imstande, alles auf diesem Gebiete Lesenswerte aus eigenen Mitteln anzuschaffen. Darum brauchen wir überall gut ausgestattete Bücher und Lesehallen, die es Jedem ermöglichen, sich in sozialen Dingen auf dem Laufenden zu erhalten.

Pfannkuche

Verschiedenes

Die Ethik Jesu. Von Eduard Grimm. Hamburg, Grefe und Tiedemann 1903, 4, geb. 6 Mk.

Man wird es dem Verfasser danken müssen, daß er in diesem 288 Seiten starken Büchlein seine in Hamburg gehaltenen Vorträge über Jesu Sittenlehre einem weiteren Kreise zugänglich gemacht hat. Schon der erste Abschnitt, der „die Ethik Jesu nach dem Urteil unsrer Zeitgenossen" behandelt, läßt erkennen, daß Grimm keinem der modernen Einwände gegen die christliche Sittenlehre aus dem Wege gehen werde, ja daß seine Ausführungen geradezu auf voraussetzungslose, zweifelnde und unkirchliche Hörer zugeschnitten sind. Haben somit seine Vorträge eine wesentlich apologetische Tendenz, so war es ein geschickter Griff des Vortragenden, seiner systematischen Darstellung der Sittenlehre Jesu eine besondere Abhandlung über „die Wahrheitsliebe als Voraussetzung alles sittlichen Strebens" vorauszuschicken. „Was Jesus mit aller Entschiedenheit verlangt, ist dies: daß man der Wahrheit offen ins Gesicht sehe und sich ihr ohne Winkelzüge füge, daß man sich selbst zu einem einheitlichen Charakter ausgestalte, der nach außen Nichts ist und Nichts sein will, als was er auch im Innern ist." Aus der Menge des behandelten Stoffes hebe ich als besonders gelungen hervor den Nachweis, daß die als Unterwerfung unter das „Unbedingte" begriffene Sittlichkeit die Anerkennung der sittlichen Persönlichkeit Gottes durchaus fordert („Moral und Religion"); oder die klare Herausstellung des Heilsgutes der Sündenvergebung als Voraussetzung des Lebenswerkes Jesu („Vergeltung und Vergebung"); oder endlich den Versuch, Jesu messianische und eschatologische Vorstellungen gebildeten Laien verständlich zu machen („das Reich Gottes"). Gerade diesen letztgenannten Abschnitt wird auch der im Amte stehende Geistliche, der an der Möglichkeit verzagen will, sein geschichtliches Wissen um den fremdartigen Jesus-Messias mit dem herkömmlichen Christusbilde der Gemeinde in Einklang zu bringen, nur mit dankbarer Freude und großem Gewinne lesen können. Dagegen leidet der Abschnitt über „das Problem der Erlösung" mit an der Unklarheit über dieses Lehrstück, die der ganzen modernen Theologie eigentümlich ist. Auf besonderes Interesse dürfen gewiß auch gerade in Laienkreisen die Abschnitte: „Ehe, Familie, Vaterland", „Beruf und Besitz", „Aus der Bergpredigt", „Männliches Christentum", „Lebensbejahung und Lebensverneinung, oder antike, buddhistische und christliche Lebensauffassung" rechnen. — Die Darstellung ist durchweg außergewöhnlich lichtvoll und fließend.

Karl Braun

Praktisches Christentum. Von Dr. phil. Heinrich Seyfarth, Pastor am Zentralgefängnis in Hamburg. Neue vermehrte Auflage der Werberufe für die Arbeit der Inneren Mission. Leipzig, F. Richter 1901. 218 S. 2 Mk.

Ein interessantes, vortreffliches Buch. Der Verfasser ist ein warmer Fürsprecher der Inneren Mission. Sein Urteil ist sehr verständig und gemäßigt. Wie einst die Werberufe sich ihre feste Stellung in der einschlägigen Litteratur erworben hatten, ebenso besitzt diese neue Auflage, die durch viele Erweiterungen und neue Aufsätze ergänzt ist, Vorzüge, welche ihr sicher einen glücklichen Weg bahnen werden. Eröffnet wird diese Schrift durch einen klaren, scharf gezeichneten Ueberblick über das Wesen, die Bedeutung, den Ursprung und die Entwickelung der Inneren Mission, wie über ihre Arbeiter. Darauf folgt eine sehr gute, mit zahlreichen, statistischen Notizen belegte Darstellung der erfreulichen, volkswirtschaftlichen Thätigkeit auf den weiten Arbeitsfeldern der Inneren Mission. Durch diese sehr brauchbare und instruktive Zusammenstellung empfiehlt sich das Buch namentlich für Solche, die sich rasch über irgend einen Zweig dieses Gebietes unterrichten wollen. Mit sicherem Gefühl für das Wichtige und mit klarer Umsicht sind einige schwerer zugänglich gewordene Urkunden, die von prinzipieller Bedeutung sind, ausgewählt und zum erneuten Abdruck gelangt. Die Stärke des Verfassers ist sein hervorragendes Geschick, zu disponieren und übersichtlich zu gruppieren. Von bemerkenswertestem Interesse ist der Teil der Schrift, welcher die Fürsorgebestrebungen für die Gefangnen und ihre Familien schildert. Gerne erfüllt man darum die Pflicht, auf das herzlich und warm geschriebene Buch die weitesten Leserkreise aufmerksam zu machen.

Heinrich Reuß

Das Arbeitssanatorium. Von Dr. Eschle. München, Verlag der ärztlichen Rundschau (Otto Gmelin) 1902. 26 S. 1 Mk.

Immer mehr erweitert sich der Kreis humanitärer Bestrebungen und über das Krankenhaus alten Styles ist man längst hinausgeschritten. Der Verfasser ergreift das Wort für Arbeitssanatorien, das heißt für Anstalten, wo Arbeit als Heilmittel geboten wird. Die nächstliegenden Bedürfnisse seien: 1. Volksheilstätten für gewisse Nervenkranke und auf der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit stehende Psychopathen; 2. Solche für Trinker; 3. Genesungsheime für Lungenkranke; 4. Krüppelheime. Allerdings bestehen für jede dieser Kategorien schon Anstalten, wenn auch ihre Zahl den Bedürfnissen längst nicht genügt, oder sie werden wenigstens als Volksheilstätten für Nervenkranke gefordert. Der Vorschlag des Verfassers geht eben dahin, nicht gesonderte Anstalten zu schaffen, sondern sämtliche vier Kategorien gemeinsam in einer Anstalt, eben dem Arbeitssanatorium zu verpflegen. Ob sich dies bewähren würde, müßte ein Versuch lehren. Jedenfalls sind die vom Verfasser angeführten Gründe sehr beachtenswert. Wie wohlthätig gerade Arbeit auf gewisse Krankenkategorien wirkt, haben schon seit vielen Jahrzehnten die Erfahrungen auf den Irrenkolonien bewiesen. Für Nervenkranke, bei denen lange Zeit Ruhe als oberstes Heilmittel oder wenigstens als unerläßliche Vorbedingung der Genesung gegolten hat, ist von Grohmann in seiner therapeutischen Anstalt das Muster eines Arbeitssanatoriums aufgestellt worden. Um dergleichen gemeinsame Anstalten zu organisieren, über Kosten und sonstige Details möge man die klare, warm und überzeugend geschriebene Broschüre selbst nachlesen.

F. Scholz

Aus der preußischen Landeskirche. Wieder liegt der Fall vor, daß ein Geistlicher der preußischen Landeskirche, der in der Provinz Sachsen unter dem Magdeburger Konsistorium unangefochten wirkt, in einer andern Provinz von einem andern Konsistorium für unfähig erklärt ward, das ihm durch Wahl zugefallene Amt anzutreten. Uns wundert, daß man das Ungeheuerliche eines solchen Rechts, einer solchen Verfassung, einer solchen Praxis nicht überall empfindet. Eine „Kirche" kann und muß vielerlei Meinung und Ueberzeugung in ihrer Mitte ertragen: man studiere darüber Schleiermacher, der ja demnächst in Berlin ein Denkmal bekommt. Aber das ist keine „Kirche" mehr, die einen Geistlichen am einen Orte achtet und schützt, den sie am andern Orte für unmöglich erklärt. Entweder — oder. Die Ungereimtheit hängt zusammen mit dem famosen Einspruchsrecht wider geschehene Pfarrerswahl, das so ideal und billig aussieht und in Wirklichkeit die Quelle endloser Verwirrung und Verirrung ist.

Und wieder liegt der Fall vor, wo einem gewählten Pastor nicht um der Predigt willen, deren wegen gegen seine Wahl Einspruch erhoben ist, die Bestätigung versagt wird, sondern wo das Konsistorium (genauer der Provinzial-Vorstand) — ähnlich dem Verfahren gegen Weingart — sich selber um weiteres Material aus sonstigen Aeußerungen des gewählten Pastors bemüht, die ihrerseits erst die Versagung motivieren müssen. Wäre der Mann doch so klug gewesen, nie Etwas zu schreiben! Hätte er seinen Kohl gebaut und seine Bienen gezüchtet!

Man darf das Vertrauen haben, daß der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin den Fall einer vorurteilsfreien Prüfung unterziehen wird. Aus diesem Grunde enthalten wir uns weiterer Mitteilungen und Betrachtungen. Es handelt sich um Pfarrer Dr. Hermann Franke in Bruchstedt, Ephorie Tennstedt. Gewählt ist er an St. Peter und Paul in Liegnitz. Der Bescheid des schlesischen Konsistoriums ist zu finden in Nr. 114 des Liegnitzer Tageblattes. Die beanstandete Predigt mitsamt dem Wortlaut des Einspruchs ist erschienen als Manuskript gedruckt: Druck von H. A. Möller in Tennstedt; man wird das Dokument wohl von dort her erlangen können. Frankes Schrift Christentum und Darwinismus in ihrer Versöhnung (Berlin, Duncker 1901. 2 Mk. geb. 3) ist in unserm Jahrgang 1901, Nr. 20 durch Drews besprochen worden; viele unserer Leser haben sie wohl aus der Täglichen Rundschau kennen gelernt, in der sie zuerst artikelweise erschienen ist. Vgl. noch Liegnitzer Tageblatt 115, 122, 124. R

Kleine Mitteilungen. Wir brauchen dem Artikel über Paul Heyses Maria von Magdala, den wir heute — leider so spät — zum Abdruck bringen, kaum hinzuzufügen, daß wir das Aufführungsverbot, mit dem das Stück im deutschen Reiche verfolgt wird, herzlich bedauern. Wahrscheinlich würde das Stück Niemand mehr lesen, Niemand mehr davon reden, wenn man es ruhig dem Geschmack der Oeffentlichkeit überlassen hätte. Nun erregt es immer wieder die Gemüter und die Buchausgabe erlebt Auflagen über Auflagen. Und die Religion? das Christentum? Hat man die wirklich durch das Verbot geschützt? geehrt? „Wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen“ — das ist auch ein Lutherwort. R

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Hamburg. Montag 8. Juni Ausflug nach der Gruftkapelle in Friedrichsruh. Abfahrt 3[38] Uhr (Lippeltstr.-Bahnhof).

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw., liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau, **Berlin O.,** Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt !

Referenzen zu Diensten — Prospekte und Zeitungslisten gratis u. franko

Le Chrétien Français

Organe de la Reforme évangélique dans le Catholicisme
Bureaux: 12 rue Vivienne **Paris**
Abonnement: 6 frs. un an
Directeur: **A. Bourrier,** 93 rue Brancas, Sievres

Alkohol-

Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg
Arzt Dr. med. Burmester
Anfrag. u. Prosp. fr. nurd. **Alfred Smith**

„Bethesda“

Mutterhaus für Schwestern vom Roten Kreuz in **Gnesen** bietet Jungfrauen und Witwen von guter Erziehung unentgeltliche gründliche Ausbildung in der Krankenpflege, Heimat und gesicherte Lebensstellung mit Pensionsberechtigung. Auch finden Pensionärinnen für kurzen Kursus Aufnahme. Auskunft erteilen die Frau Oberin und die Frau Vorsitzende des Vaterländischen Frauen-Zweigvereins.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen

Kürzlich erschien:

Unsere essbaren Pilze

in natürlicher Grösse

dargestellt und beschrieben

mit Angabe ihrer Zubereitung

von

Dr. Julius Röll

Mit vierzehn Tafeln in Farbendruck und einem Titelbild

Sechste neubearbeitete Auflage

Klein 8. 1903. Cartoniert M. 2.—

Urteile der Presse über die verschiedenen Auflagen:

„Die Darstellung ist kurz, fasslich, dem Verständnis des Volkes angepasst, aller gelehrte Apparat wie Nomenclatur sind dabei vermieden. Die Abbildungen besitzen grosse Naturtreue, die Ausstattung ist ebenso elegant als handlich, dabei ist der Preis so niedrig gestellt, dass auch dem Minderbemittelten die Anschaffung nicht schwer fällt.“
Münch. Allg. Ztg. 1889. Nr. 269

„So klein und bescheiden wie das Werkchen . . . sich vorstellt, ein so ausgezeichneter Wegweiser ist es doch. Schon darum, weil die dargestellten Pilze überall in der durchschnittlichen natürlichen Grösse erscheinen und dabei in einer vollkommenen Wiedergabe! Auch der billige Preis hat sehr viel zur Beliebtheit der Ausgabe beigetragen.“
Amtliches Schulblatt f. d. Reg.-Bez. Merseburg. 1898. Nr. 5

„Dieselbe beschreibt die wichtigsten essbaren Pilze in populärer, dabei aber so erschöpfender Weise, dass jede unliebsame Verwechslung mit ähnlichen, aber ungeniessbaren oder gar giftigen Formen so gut wie ausgeschlossen erscheint. Ganz besondere Anerkennung verdienen die 15 schönen Farbendrucktafeln. . . .“ Freie Schulzeitung. 1895. Nr. 2

„Das vorliegende Büchlein bietet Lehrern und Schülern ein schätzbares Hülfsmittel zur Belehrung auf diesem Gebiete. Die Darstellung ist klar, die Bilder sind schlagend naturgetreu. Wir empfehlen daher das auch im übrigen hübsch ausgestattete Werkchen Lehrern, Schülern, Hausvätern und Hausmüttern.“ Niederrhein. Volkszeitung. 1893. 2. Sept.

„Nicht viele Werke lassen ihre Vorzüge, ihren Wert und ihre Brauchbarkeit so schlicht und ungesucht zu Tage treten, wie das vorliegende Büchlein.“
Neue westdeutsche Lehrerzeitung. 1896. Nr. 31

„Dieses kostet nur 2 M., hat vorzügliche colorirte Abbildungen, ist leicht handlich nach Grösse (in jede Rocktasche bequem einzustecken) und ist deutlich, originell, knapp und übersichtlich.“ Zeitschr. f. Erziehung u. Unterr. 1896. Nr. 12

„Dieses äusserst nützliche Werk bedarf keiner besonderen Empfehlung, es empfiehlt sich selbst.“
Landes-Ztg. f. Elsass-Lothr. 1889. Nr. 221

„Unter den Hilfsmitteln, welche eine grössere Kenntnis der für die Volksernährung so wichtigen Pilze bezwecken, nimmt das vorliegende Werkchen eine hervorragende Stellung ein.“ Bayersche Lehrer-Zeitung. 1890. Nr. 2

„. . . . so sollte auch dieses Röll'sche Pilzbuch als unentbehrliche Ergänzung auf dem Tische keiner Hausfrau fehlen.“
Hygieia. 1889. IX.

Contra Delitzsch! Prof. Dr. **Fritz Hommel:** „Die altorientalischen Denkmäler und das Alte Testament.“ Zweite Auflage, mit einem Nachwort über den Namen Jahve und einem über die neusten Darstellungen der babyl.-assyr. Religion orientierenden Exkurs vermehrt.
Preis 1,50 Mk.

Verlag: Deutsche Orient Mission Berlin W. 10

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

Steuernagel, Priv.-Doz. Dr. **C.,** **Hebräische Grammatik** mit Paradigmen, Literatur, Uebungsstücken und Wörterverzeichnis. [Porta lingg. orient. I.] Mk. 3.50, geb. M. 4.—. — Speziell zur Vorbereitung für das Hebraikum geeignet. —

Halfmann, Dr. **H.,** Realschul-Dir. und **Köster,** Dr. **J.,** Prof., **Kleines Quellenbuch** für den ev. Religionsunterricht. [Für Obertertia bis Prima.] Mk. 0.80.

Hülfsmittel zum evangel. Religionsunterricht. Herausg. von den Gymn.-Dir. **M. Evers** und **F. Fauth:**

Heft 22: **Kirchengeschichte** im Zeitalter der Reformation (1517—1555) von Oberlehrer Dr. **H. Liedtke.** Mk. 1.25.

Meinke, E., Reg.- u. Schulrat, **Hülfsbuch für den evangel. Religionsunterricht an Lehrerbildungsanstalten:**

4 Bändchen: **Bilder aus der Kirchengeschichte.** Vierte, verb. (Doppel-)Aufl. [Nach den neuen Lehrplänen.] Geb. Mk. 1.50.

Sachsse, Dr. **E.,** Univ.-Prof., **Zeitgemäße Wahrheiten** über christlichen Glauben, Erkenntnis und Predigt. Mk. —.25, von 50 Expl. ab zu Mk. —.15, von 500 Expl. ab zu Mk. —.10.

Skovgaard-Petersen, C., Pastor, **Des Glaubens Bedeutung** im Kampf ums Dasein. Ein Appell. Fünftes bis zehntes Tausend. Billige Volksausgabe.

Liebmann, Dr. med. **Alb.,** **Stotternde Kinder** Mk. 2.40.

Stilling, Univ.-Prof. Dr. **J.,** **Die Kurzsichtigkeit,** ihre Entstehung und Bedeutung. Mk. 2.—.

Dampfmolkerei Ellerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Die Kellerei Wolfer Waisenheim

sucht durch eigene Arbeit einen kleinen Teil der jährlich erforderlichen grossen Summen zur Unterhaltung der Anstalt

Wolfer Waisenheim

mit ihren 180 ev. Kindern zu erwerben. Es werden **nur gute, preiswürdige Moselweine** geführt, von 50 Pfg. an bis zu 4 Mk. hinauf. Wer ein gutes Werk im Stillen unterstützen will, ohne dass es ihn etwas kostet, der verlange die Preisliste und bestelle seinen Bedarf an Moselwein bei der

Kellerei Wolfer Waisenheim

zu **Wolf a. d. Mosel** Station: Traben-Trarbach

Das Reich Christi

Monatsschrift für Verständnis und Verkündigung des Evangeliums

Herausgeber: Dr. Johannes Lepsius

Jährlich 5 Mk.

Durch jede Buchhandlung oder durch den Reich Christi-Verlag Berlin W. 10

Jesus von Nazareth, die Kirchenlehre und die soziale Frage. **Wilh. Zillessen,** Algringen in Lothringen, Selbstverlag. Preis 50 Pfg. Zu beziehen vom Verlag direkt gegen Einsendung von 50 Pfg. und durch alle Buchhandlungen.

N. G. Elwert'sche Univ.-Buchhandlung in Marburg

Soeben ist erschienen und wird auf Verlangen gratis und franco versandt:

Antiq. Katalog Nr. 44:

Theologie

3628 Nummern

Zimmersche Anstalten.

Prof. D. Dr. Zimmer — Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime,** wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

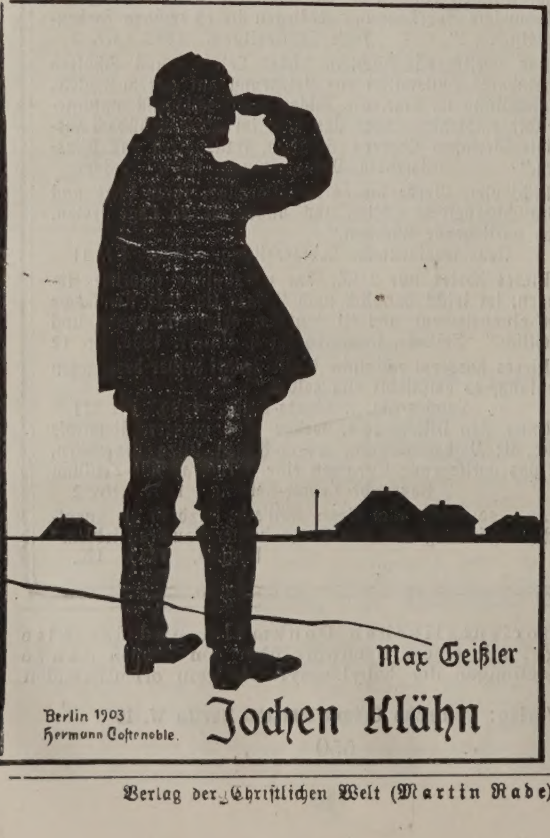
II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Heilerziehungsheim,** Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Hermann Costenoble, Berlin W. 57 Kurfürstenstrasse 8



Soeben erschienen!

Ein deutsches Buch für Deutsche

Max Geisslers

Halligroman

Jochen Klähn

ist ein Erzeugnis edel-volkstümlichen Schrifttums, das geeignet erscheint, in den weitesten Kreisen gelesen zu werden.

Preis 3 M., geb. 4 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen!

Soeben erschienen!

PIANOS von ℳ [illegible].— an.

Harmoniums von ℳ 80.— an.

Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.

Wilh. Rudolph, Giessen.

August Dürrschmidt,

Musikinstrumente und Saitenfabrik

Markneukirchen

in Sachsen Nr. 227

Billig! gegr. 1862. Preiswert!

Neue illustrierte

Preisliste

über alle Instrumente und Musikwerke auf Verlangen postfrei

Bücher liefern u. kaufen **Krüger & Co. Leipzig**

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg